



Wollstoffhaube



Brokathaube

Hauben aus Hain im Riesengebirge

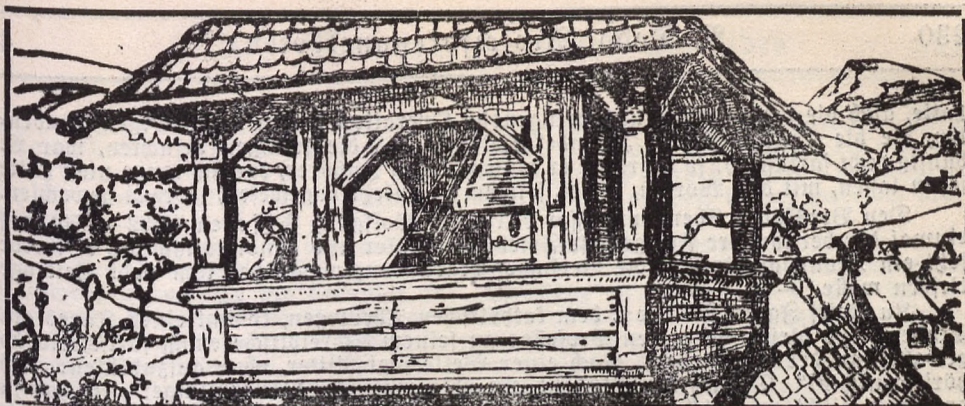
Zu dem Aufsatz über Frauentrachten im schlesischen Gebirge



Barthaube aus der Bober-Ragbachgegend



Glaßer Bäuerin in Barthaube



Schlesische Heimat-Blätter

Zeitschrift für Schlesische Kultur

Hest 9

1. Februarheft 1911

Breslauer Professoren-Anekdoten*)

Einzig dastehende Vertreter der bekannten Gelehrten-Zerstreuung hat unsere Landesuniversität nicht aufzuweisen, und auch das zweite Säculum, in das die Alma Viadrina nun bald treten wird, wird schwerlich noch je eins der von Witzblättern und Dierzeitungen verherrlichten und fast zu einem ständigen Requisit des deutschen Humors gewordenen Professoren-Originale züchten: der Hochschullehrer von heute erinnert nicht einmal mehr in seinem Aeußeren an seine sagenhaften Kollegen der Vorzeit, den Schlafrock, das Sammetjackett, die lange Peife, den Schlapphut auf dem langen, schütterten Haupthaar, all diese wohlbekannten Merkmale meidet er lange schon mit Fleiß und macht sich immer mehr zum Weltmann heraus. Mag der laudator temporis acti die entschwundene Professorenherrlichkeit beklagen, wir wollen hier nicht mit ihm darüber disputieren, sondern ihm und allen Liebhabern eines guten Witzes aus dem eben erschienenen, in der Fußnote zitierten Büchlein einige Anekdoten aufstischen, zu denen Breslauer Professoren den Stoff geliefert haben.

Eines der größten Originale, die je auf einem deutschen Lehrstuhle gesessen haben, war der Breslauer Chirurg Traugott Wilhelm Benedict (1785—1862). Zu einer Benedictischen Operation bereite man sich vor wie zu einer Hinrichtung; denn der alte Herr wollte von konservierender Chirurgie nichts wissen in seiner Operationswürdigkeit und widerstrebte auch der segensreichen Erfindung des Aethers und des Chloroforms. Seine Assistenten versteckten wohl auch zuweilen, wenn alles Abgeraten von einer Operation nichts half, den Kranken, bis ihn der Herr Geheimrat vergessen hatte. Wurde er ihm dann einiger Zeit als geheilt vorgestellt, so rief der alte Herr zornig aus: „Der Kerl hat uns um die Amputation betrogen!“ Seine Feinde — er teilte die ganze Menschheit nur in zwei Klassen: in seine Freunde und Feinde — brachten die Spottredensart auf: „Herr Geheimrat Benedict hat eine neue Anzeige zur Amputation beider Unterschenkel gefunden, nämlich, wenn dem Kranken die Bettstelle zu kurz ist.“ Für seine Hauptgegner hatte er allbekannte Spitznamen, und begegnete ihm „Löwenmaul“ oder „Hinkebein“ auf dem Wege zum Operationsaal, so konnte man sicher sein, daß der abergläubische Alte, der sich eben erst in seinem Sprechzimmer in inbrünstigem Gebete zu dem schweren Gange gestärkt

*) Nach W. Ahrens: Gelehrten-Anekdoten. Berlin-Schöneberg, S. Sack 1911. (2,00 M)

hatte, auch die verlockendste und dringendste Operation liegen ließ. Wegen Studenten, die die Kollegia seiner „Feinde“ fleißiger als die seinigen besuchten, war B. häufig recht sarkastisch; so begrüßte er einmal einen Zuhörer, der sich lange nicht hatte sehen lassen, mit den Worten, er sei, seitdem er zuletzt dagewesen, ja recht gewachsen.

Den Breslauer Chemieprofessor Nikolaus Wolfgang Fischer (1782—1850) traf einmal der berühmtere Fachgenosse Friedrich Wöhler und kündigte ihm an, er werde jetzt ein „Journal für schlechte Versuche“ begründen; ob Fischer ihm nicht Beiträge liefern wolle. —

Zu Josef Ignaz Ritter, dem katholischen Theologen, kommt eines Tages ein Student und bleibt, da er den Professor an seinem Schreibtische emsig fortischreibend gewahrt, an der Tür stehen. Nach einer Weile sagt Ritter, ohne aufzublicken: „Ich hör' ja nichts!“ Darauf der Student, ein phlegmatischer Bauernjunge: „Ich hob ja noch noch nicht gesagt.“ Da dreht sich der Professor um, bezieht ihn sich und sagt: „Sie sind ja ein schnurriger Kerl; wie heißen Sie?“ — „Zeisig.“ — „Was wollen Sie?“ — „Ich möchte Sie bitten, mir mein im nächsten Monat fälliges Stipendium jetzt schon anzuwiesen; ich brauche Geld.“ — „Wieviel brauchen Sie?“ — „Zehn Taler.“ — „Hier haben Sie zehn Taler; das Stipendium können Sie sich holen, wenn es Zeit sein wird. Adjee.“ —

Von Felix Dahn, dem Unbekannten und Allverehrten (den Ulbrichs schöne Naderung des Breslauer Rathhauses als den Breslauer Professorentypus bringt!) wird das folgende scharfe Witzwort berichtet: Ein ehemaliger preussischer Minister erklärte einmal in Königsberg vor Korpsstudenten: „Ich bin sehr wenig ins Kolleg gegangen und bin doch Minister geworden.“ „Vielleicht“, bemerkte Dahn dazu, „wäre es besser gewesen, er wäre ins Kolleg gegangen und nicht Minister geworden.“ — In Hamburg wurde Dahn nach einem Vortrage, den er dort gehalten, zu einem Abendschmause eingeladen. Seine Ablehnung begründete er damit, daß er die schlimme Lebensweise in Hamburg kenne; bei seinem ersten Aufenthalte dort habe er sechs Wochen hindurch nichts anderes getan als getrunken und geschlafen. Entrüstet fragten die Hamburger Herren, in welcher Gesellschaft er sich denn damals bewegt habe, und Dahn erwiderte ihnen nun beschwichtigend, daß es die — ersten sechs Wochen seines Lebens gewesen seien. —

Der berühmte Kliniker Frerichs (gest. 1885) stand bei den praktischen Mediziniern in dem Rufe, er könne zwar diagnostizieren, aber nicht kurieren; namentlich spottete man darüber, daß Frerichs gewisse Lieblingsmittel unterschiedslos verordne, insbesondere die Belladonna. Nun starb — in der Breslauer Zeit Frerichs (1852 bis 1859) — ein durch seinen unsoliden Lebenswandel stadtbekannter Schauspieler, und die kollegiale Fama bezichtigte freundlicherweise Frerichs, den Mann mit zu großen Dosen von Belladonna vergiftet zu haben. Darauf erwiderte der so Angeschuldigte schlagfertig und mit gutem Humor, der Herr sei nicht an der Belladonna, sondern an der „donna bella“ gestorben! — Seinen Patienten gegenüber soll F. ein kalter Zyniker gewesen sein. Man erzählt sich von ihm, er habe einmal zu einem nierenkranken Todeskandidaten, als der ihn weinend anrief: „Ach Gott, Herr Professor, ich werde doch noch gesund?“ gesagt: „Zawohl, mein lieber Mann, ganz gesund!“, und zu seinem Assistenten in demselben Atem: „Nicht wahr, Herr Kollege, Sie heben mir das Sektionsprotokoll auf?“ —

Weit menschenfreundlicher klingt da ein Wort des bei seinen Patienten außerordentlich beliebten Mikulicz, den ein viel zu früher Tod unserer Universität 1905 entriß. Ein russischer Kaschanjude kommt eines Tages nach Breslau, um ihn wegen eines Karbunkels im Gesicht zu konsultieren. Da er nur seinen Jargon spricht, bittet er einen Breslauer Vetter, als Dolmetscher mitzugeben. Als sie beide bei M. ins Sprechzimmer treten, ruft dieser ihm sofort zu: „Na, was haste for e Schlamassel im Poniim?“ Der Jude, zu seinem Verwandten sich wendend: „De kannst gehn, der Professor kann Daitisch.“ —

Von einem ungenannten Professor wird folgendes Geschichtchen erzählt (das aber auch eine „Wander-Anekdote“ sein kann): er habe einmal ein Kolleg für zwei Zuhörer gelesen, und als eines Tages nur einer der beiden erschien, habe er verwundert gefragt: „Wo sind die übrigen Herren?“ — „Die übrigen?“ war die Antwort, „er ist spazieren gegangen.“ —

Vielleicht hat sich auch in Breslau einmal jenes Anekdote — mutatis mutandis — zusammen gefunden, von dem eine Heidelberger Anekdote berichtet; in den Stänf-

ziger Jahren des vorigen Jahrhundert soll es in Heidelberg drei Privatdozenten gegeben haben: einen Juristen, einen Mediziner und einen Philosophen, die nie Zuhörer fanden. Damit sie nun aber ihre Vorlesungen los werden konnten, vereinigten sich die „drei Horatier“ und hörten wechselseitig bei einander, immer zwei bei dem dritten. —

Das „ehrerreiche“ Alt-Heidelberg ist überhaupt ganz besonders reich an köstlichen Professoren-Originalen gewesen, von dem alten schnurrigen Juristen Karl Salomo Zachariae bis herunter zur „Erzellenz“ Kuno Fischer, dem Ehrenbürger von Winzig, der wohl allein einige Duzend Dönnchen erzeugt hat! Die Breslauer Gelehrten-Republik — soweit sie wenigstens in der Sammlung von Ahrens vertreten ist — reicht bei weitem nicht heran an diesen Sagenreichtum auch nur des einen Kuno Fischer; und selbst wenn alte Schüler unserer Alma mater noch diese oder jene Anekdote beizusteuern hätten, eine so typisch-professorale, dem Gedächtnis sich unauslöschlich einprägende dürfte schwerlich darunter sein wie die folgende, die dem berühmten Mathematiker *l'impère* angedichtet wird. Dieser geht eines Tages, ganz in mathematische Rechnereien vertieft, die Straße entlang; da sieht er, einladend zu sofortiger Benutzung, die Rückseite eines Droschkenverschlages vor sich, zückt sofort die stets in der Tasche getragene Kreide und beginnt, der schwarzen Wagenwand seine Formeln aufzumalen. Doch plötzlich setzt sich das Vehikel in Bewegung, und *l'impère* bleibt nichts anderes übrig, wollte er seine Gleichungen nicht im Stiche lassen, als mit der Kreide in der Hand dem Gefährt nachzurennen! —

Unvergeßlich wird mir der urkomische Anblick bleiben, der sich mir in meiner eigenen Studentenzeit in Berlin bot, als der bekannte Jurist Heinrich Dernburg (geb. 1829) an einem regnerischen Vormittage aus dem Professoren-Sprechzimmer im ersten Stock der Universität mit aufgespanntem Regenschirm heraustrat und, unbekümmert um die verwundert dreinschauenden Studenten, die den langen Gang und die Treppen füllten, langsam und weltvergeßen das Gebäude verließ. — Zum Schluß noch ein anderes, verbürgtes Geschichtchen von dem Jenaer Pädagogen W. Rein, den manche unserer Leser noch in frischer Erinnerung von seiner Teilnahme an dem Verientursus für Lehrer im vorigen Herbst haben werden. Die Einladung eines Bildungsvereins, einen Vortrag mit Lichtbildern über die Seele zu halten, beantwortete Rein, heiter resigniert, wie folgt: „Wenn ich Ihnen die Seele in Lichtbildern vorführen könnte, wäre ich der liebe Gott — und wenn ich der liebe Gott wäre, dann brauchte ich keine Vorträge zu halten!“ — Ob der Vortrag dann doch noch o h n e Lichtbilder gestiegen ist? Ich glaube kaum! — Dr. Dedo.

Ueber das Photographieren von Gemälden

Es ist bekannt, daß die photographische Platte, wie sie gewöhnlich im Handel zu haben ist, die meisten Farben nicht in der Helligkeit wiedergibt, wie diese von unserem Auge wahrgenommen werden. Im allgemeinen — bei Porträts, Landschafts- und Architekturaufnahmen — wird dieser Fehler nicht so bemerkbar, daß er die Photographien unbrauchbar machen könnte. Bei der Wiedergabe von Gemälden jedoch läßt uns die gewöhnliche Bromsilberplatte vollständig im Stich, ja sie verdreht häufig genug geradezu die Tatsachen. So bringt sie Farbtöne, die unser Auge durchaus dunkel empfindet, wie das Violett und Indigo, am hellsten. Der Farbton aber, für den unser Auge am empfindlichsten ist und den wir deshalb hell sehen — reines Gelb — wird fast schwarz wiedergegeben, während Orange und Rot ganz ausfallen, also auf der Photographie ganz schwarz erscheinen.

Die Erklärung für diesen Fehler der photographischen Platte ist nicht ganz einfach, denn wenn wir auch sagen: „Eine Substanz kann nur durch jene Lichtstrahlen chemisch verändert werden, die sie absorbiert.“ so können wir uns dadurch wohl mit der Tatsache abfinden, daß blau auf die Platte stärker einwirkt, als andere Farben, denn da die Plattenschicht gelb ist, also gelbe Töne nicht aufnimmt, sondern reflektiert, muß die Komplementärfarbe von Gelb — das Blau — am stärksten wirken, so gibt uns das keine genügende Erklärung für das Verhalten der Platte gegen Orange, denn diese Farbe wird weder stark reflektiert noch durchgelassen, sie müßte also auch wirken. Und auch die besten farbenempfindlichen Platten — Platten, die für Gelb und Rot große Empfindlichkeit besitzen — sind für Indigo und Violett

immer noch weit empfindlicher, so daß ein Teil dieser Farben dadurch unschädlich gemacht werden muß, daß man beim Photographieren eine gelbe Scheibe vor oder hinter das Objekt setzt.

Doch auf die Erklärung dieser Dinge näher einzugehen, würde über den Rahmen meines Aufsatzes hinausführen.

Der verstorbene Professor Vogel-Berlin hat vor Jahren die zufällige Entdeckung gemacht, daß mit bestimmten Teerfarbstoffen gefärbte photographische Schichten gewisse Farben besser wiedergeben, als gewöhnliche Platten. Diese Entdeckung gab den Anstoß zu einer langen Reihe von Versuchen, durch die man nach und nach zu unserer heutigen vollkommenen farbenempfindlichen Platte gelangte. Die Farbstoffe werden entweder der Emulsion direkt zugesetzt oder die fertige Platte wird damit nachträglich gebadet. Als die besten Farben für Bromsilberplatten erwiesen sich bis jetzt das Niethe'sche Aethyl und das Pinachrom und Orthochrom T der Höpfer Farbwerke. Das sind violette Farbstoffe, und sie machen in schwacher Lösung gebadete Platten hervorragend rot- und gelbempfindlich und setzen zugleich die Blauempfindlichkeit erheblich herab. Allerdings muß, wie oben schon gesagt, bei der Aufnahme noch stets eine Gelbscheibe zu Hilfe genommen werden.

Unsere drei Bilder zeigen die Wiedergabe eines Selbstbildes, und zwar des Originals zu dem bekannten Plakat der letzten Breslauer Jesimwoche. Es ist zu Demonstrationszwecken deshalb besonders geeignet, weil die verschiedenen Farben ungebrochen nebeneinander stehen. *)

Nr. 1, mit einer gewöhnlichen Trockenplatte aufgenommen, bringt die Schrift schwarz auf ganz hellem Grunde, während das Original die rote Schrift hell auf dunkelblauem Grunde zeigt. Die Figur steht auf hellgrünem Grund (Schweinfurter Grün), der auch bedeutend zu dunkel gekommen ist. Die Figur ist mit dunkelblauen Streifen umrandet, ebenso sind die Falten in dem leuchtend roten Kleid angegeben. Die rote Farbe des Kleides ist bis kurz unter den Gürtel durch gelbe Tupfen belebt. Das Haar zeigt ein bläulich schimmerndes Schwarz; ein Kranz von rosa Rosen und roten Blumen schmückt das Haupt. Der Schleier ist hellrosa, die Kränze „Sport, Spiel, Kunst“ stellen Flammenreihen vor, mit denen die Figur spielt. Dementsprechend ist ihre Farbe gelb und auf dem Bilde dunkel, teilweise schwarz. Am schlimmsten ist auf der Photographie die Figur selbst weggekommen. Das hellrote Kleid ist schwarz, die dunkelblaue Umrandung und die Streifen, durch die die Falten markiert werden, der Gürtel usw. sind ganz hell wiedergegeben. Interessant ist auch der Kranz im schwarzen Haar, das, da es etwas Blau enthält, auf dem Bilde hell erscheint. Der Kranz, der wie gesagt aus rosafarbenen und roten Blumen besteht, zeigt deutlich, wie verschieden sich diese Farben bei der photographischen Wiedergabe verhalten. Das Rosa enthält viel Blau und kommt infolgedessen hell, während das helle Rot schwarz kommt. Der rosa Schleier steht hell auf dunklem Grunde, auf dem Original aber umgekehrt.

Nr. 2 ist mittels einer der besten farbenempfindlichen Platten, die am Markte zu haben sind, aufgenommen worden. Die gelben Flammenreihen sind hier richtig, Blau jedoch trotz der Gelbscheibe noch zu hell, Rot noch viel zu dunkel. Die Schrift ist kaum zu lesen.

Zu Nr. 3 ist eine von mir selbst farbenempfindlich gemachte Platte benutzt worden. Das Bild zeigt hier alle Tonwerte genau wie das Original. Die Schrift steht hell auf dunklem Grunde, die äußere und die kreisrunde Umrahmung sind kräftig gezeichnet. Die Farben sind auf dem Original schwarz und rot. Ein Vergleich mit Nr. 1 ist sehr interessant, denn das Bild der Umrahmung ist dort direkt umgedreht, schwarz kommt heller wie rot. Das Kleid ist hell, Gürtel, Falten, ebenso die Umrandung der Figur sind jetzt dunkel. Die gelben Punkte im Kleide, die bei Nr. 2 fast weiß erscheinen, sind auf das richtige Maß zurückgeführt. Der Blumenkranz, der in Nr. 1 und 2 gleich schlecht gekommen ist, wirkt hier plastisch und schön.

Auch bei Nr. 3 ist eine Gelbscheibe für die Aufnahme zu Hilfe genommen worden und zwar dieselbe wie in Nr. 2. Ich brauche wohl kaum hinzuzufügen, daß keines der drei Bilder in irgend einer Weise retouchiert worden ist. H. Götz.

*) Herr Professor Wislicenus erlaubte in liebenswürdiger Weise, das Werk zu benutzen.

Frauentrachten aus dem schlesischen Gebirge

In Schlesien hat es, wie überall in Deutschland, zu keiner Zeit eine ganz feststehende Nationaltracht gegeben. Langsam aber stetig folgten die Bauern den herrschenden bürgerlichen Moden, so daß ihre Tracht immer nur ein mehr oder weniger verspätetes und verändertes Abbild derjenigen höherer Gesellschaftsklassen war, allerdings nicht unwesentlich beeinflusst von der Freude des Volkes an leuchtenden Farben und durch Volkskunst in Stickerei und Spitzenarbeit.

Wenn wir jetzt in Schlesien darüber klagen, daß überall auf dem Lande die alte Tracht der modernen Kleidung gewichen sei, so tat man um den Beginn des 19. Jahrhunderts dasselbe, als anstelle der ehemals getragenen malerischen Röcke „mit geblümter Gestalt“ (Brustlatz), dem mit silbernen Ketten reich geschmückten Nieder, der „Gortichurke“, dem Halskoller, den „Schrauben und Kürschen“, als statt des Gold- und Silbergürtels, mit dem an zierlicher Kette daran herabhängenden „Wattscher“, die jetzt bereits wieder veralteten Niederröcke, Brusttücher, „Grosier und Hauben traten, welche auch nur eine variierte frühere Mode höherer Stände darstellten.

Heutzutage muß man schon eifrig suchen, um den letzten Resten dieser längst vergangenen Bauerntracht, die um die Mitte des vorigen Jahrhunderts aufgegeben wurde, auf die Spur zu kommen. Am inhaltsreichsten erweisen sich noch die Truben und Schränke der Bewohnerinnen unserer Gebirgsdörfer. Hier ist man der alten Mode am längsten treu geblieben und hat noch manches Stück aus der Großmutter oder Urgroßmutter Nachlaß verwahrt, obgleich man auch dort oft genug hört, daß durch Kinderhände der ganze Staat der Abne zerrissen und verdorben worden sei. Durch die Spinnabende, welche in einzelnen Dörfern des Riesengebirges gepflegt werden, haben die Frauen nun wieder gelernt, Wert auf die alten Erbstücke zu legen, und dadurch wird so manches hinfert vor dem Verderben bewahrt bleiben.

Unsere Bilder zeigen die Frauentracht, wie sie mit Ausnahme der Hauben, die in sehr verschiedener Form auftraten, allgemein von den deutschen ländlichen Bewohnerinnen unserer Provinz getragen wurde. So sehen wir an den beiden Frauen aus Hain i. M. die weiten, fastigen Röcke und Schürzen, zu denen die zierlich gefästelten Spenser mit breiten Halskragen, auf denen oft noch ein weicher Spitzenkragen lag, und den mehr oder weniger gehäuchten „Schöpfenkeulenärmeln“ angelegt wurden. Dadurch, daß man für die Festtage Seide wählte, erhöhte sich der stattliche Eindruck dieser Tracht. Die Tücher und Schürzen der Brautgewänder waren weiß und reich mit „Dressener Spitze“, mit Spitzen in Füllburchzug und in Röllpelsarbeit besetzt. Bei der Frau mit dem Korb sehen wir eine schwere, gediegene Goldbrokathaube, mit Stickereien und bunten Steinen verziert, einer gestreiften feinen Spitze gegen das Gesicht und mit schweren seidenen Bändern geschmückt, wie solche auch in Silberbrokat häufig vorkommen. Die andere trägt eine einfache, aber äußerst zierliche Haube aus braunem Wolstoff, vor den Ohren mit Spitzengekräusel, Schleifen und kleinen Rosensträußen ausgepukt.

Die junge Frau aus dem Bober-Nachbich-Gebirge ist mit der Spezialität dieser Gegend, der schwarzen Barthhaube, angetan. Sie war besonders in Löwenberg in so viel Variationen zu finden, daß man nach ihr das Heimatdorf der Trägerin bestimmen konnte. Der „Bart“, welcher an der mit Goldsplittern und Stickerei bedeckten Kappe sitzt, eine breite, gesteierte „feingestickte“ Spitze, ist immer schwarz und gibt durch eine schön geschwungene Linie, welche allen Drehungen und Windungen des Kopfes folgt, jedem Gesicht eine fleidame Umrahmung. Das „Keibel“ mit den weißen bauschigen Hemdsärmeln und dem „dreizipplig gelegten Halsstückel“ gehörte zur sommerlichen Tracht. Und gerade in den Hals- und Kofstüchern wurde die ganze Farbenfreudigkeit des Volkes zur Schau gestellt. Bunte geblünte Muster und „Purpurtüchel“ rangen um den Preis der Schönheit. Unser Bild zeigt ein weißes Battist-Brauttuch, mit der vorerwähnten „Dressener Spitze“.

Die weiße Barthhaube der Gläberin ist von der schwarzen ganz verschieden; ganz verschieden auch nach den mancherlei Winkeln der Grafschaft ihre Form und ihr Ausputz, der auch bei Reich und Arm mehr oder weniger gediegen ausfällt.

Wir haben mit unseren Bildern die hauptsächlichsten und charaktervollsten Typen der jüngstvergangenen Tracht unserer Frauen im schlesischen Gebirge vorgeführt. In unserer schnelllebigen Zeit, die alles Neue bald in die abgelegenen

Ortschaften trägt, bleibt auch eine Bauernmode nicht mehr wie früher 50—60 Jahre bestehen. Ueberall wird sofort das der Bäuerin Unkleidlichste getragen, wie es die Mode gerade zutage gefördert hat, und es ist nicht zu erwarten, daß in Zukunft noch einmal eine Tracht sich auf dem Lande ein halbes Jahrhundert wird erhalten können, so daß ihr Schwinden als der Untergang einer Nationaltracht erscheinen könnte, wie es bei der besprochenen Bauernmode der Fall ist.

Marie Witschel

Gerhart Hauptmanns Roman „Der Narr in Christo Emanuel Quint“.^{*)}

Rudolf Nulle.

Der Literaturfreund erinnere sich an „Florian Geyer: Vor Karlsbads blinder Bilderstürmerei wurde ein vom Zeit Stoch geschnitztes Kreuzifix gerettet. Florian Geyer betrachtet das Kunstwerk und sagt das „feine Kulturwort“: „Gott grüß die Kunst!“ Mit denselben Worten möchte ich Gerhart Hauptmanns neues Werk, den Roman „Emanuel Quint“ begrüßen. Ich habe das Buch mit Begeisterung und Ehrfurcht gelesen. Seitdem sind mehrere Wochen vorübergezogen. Die Gestalten und Gedanken dieser lauterer, kräftigen Dichtung sind mir überall hin nachgegangen; das Buch ist mir zu einem Erlebnis geworden. Und heute, da ich diese Zeilen schreibe, muß ich sagen, was ich damals tief empfunden; wägender Verstand, pastorale, philiströse, oberflächliche und vorsichtige Kritik, wie man sie in der letzten Zeit zu lesen bekam, vermochten die reine Freude an dem neuen Roman nicht abzuschwächen. Ueber dem Buche liegt jenes Flimmern und Zittern, das ja, wie unser jüngst verstorbener Wilhelm Raabe so schön sagt, über den Werken der größten Dichter liegt und überall die Sonne zur Mutter hat. Es wird als eine ruhige, klare Flamme lange im Tempel der Kunst leuchten. — „Gott grüß die Kunst!“ Ich möchte diesen Satz auch in einem tieferen Sinne verstanden wissen. Etwa so, wie Tizian in F. W. Widmanns Drama „Die Muse des Aretin“ beim Anschauen eines Christusbildes sagt: „Blickt nur auf den Gegenstand mit Ernst. Das bleiche Haupt mit der Dornenkrone ist nicht bloß eine Mahnung zu frommer Andacht, sondern auch ein Sinnbild echter Künstlerschaft, die nur durch Selbstverleugnung und Leiden bis aufs Blut erlangt wird.“ Und fürwahr! Die wundervoll gesättigte Sprache, die immer wieder an Goethe gemahnende überlegene Ruhe, die bei aller Leidenschaftlichkeit vornehm epische Gelassenheit, der geniale Instinkt für künstlerische Feinheiten, die Zusammenstimmlung der Geschehnisse mit der Natur wie im *Werther* und in den Wahlverwandtschaften, deuten nachdrücklich auf einen Dichter hin, den eine hohe Naturanlage und künstlerische Selbstzucht unter unsere Allerbesten stellt. Nur ein solcher konnte die Tragödie eines armen Menschen, der Jenseit nicht mit dem Verstande, sondern mit der Liebe sucht, in die Ruhe des Marmors zwingen. Freilich, mit schalen, schulmeisterhaften Einschachtelungen und Dünker-Erklärungen kommt man diesem Werke nicht nahe. Man muß es eben auch im Geiste und in der Wahrheit nach erleben.

Es wurde irgendwo gesagt, der neue Roman sei nicht imstande, den Leser stark zu bewegen. Wer das behauptet, setzt sich der Gefahr aus, für ästhetisch unempfindlich gehalten zu werden. Man lese doch wie Emanuel Quint, der Gottsucher, der arme Narr, in der Schmugglerhütte bei der hundertjährigen Greisin weißt, wie man ihn ins Elternhaus zurückbringt, wie sich die Armen und Bedrückten seiner Heimatgemeinde auf freiem Felde um ihn versammeln und überfallen werden, man lese ferner das liebliche Gärtnerhausidyll, man lese das ganze Buch. Doch es scheint, als sei in vielen Kreisen der Sinn für solche kristallklare Poesie abhanden gekommen. Ernste und gewissenhafte Kritik wird dieser bedeutenden und gehaltreichen Dichtung noch gerecht werden, als es bis jetzt geschah.

Ich enthalte mich hier breiter literarischer und philosophischer Exkurse. Doch an die Entstehung von „Romeo und Julie auf dem Dorfe“ will ich erinnern. Aus einer bloßen Zeitungsnotiz, die von einem Liebespaar berichtete, das freiwillig in den Tod ging, gestaltete G. Keller die klassische Novelle. So geht auch hier eine Begebenheit aus den schlesischen Bergen durch Phantasie und Geist eines gereiften

^{*)} C. Fischer, Verlag, Berlin. Geh. 6 M., geb. 7,50 M.

Künstlers hindurch, und es wird die wundersame Geschichte des armen Tischlerlehrlings, der erst ein schlichter Bekenner des Heilands ist, den aber seine mystische Frömmigkeit und der Köhlerglaube seiner Umgebung in den Christuswahn hineintreiben und der ein tragisches Ende findet. Wir sehen also bei G. Keller und G. Hauptmann als Anstoß ein scheinbar unbedeutendes Ereignis, dann ein langsame, künstlerisches Wachsen und Reifen des Stoffes, bis endlich das Werk wie eine Offenbarung zutage tritt.

Ueber die „Romantechnik“, die ja ein wichtiges Merkmal zur Einschätzung eines epischen Werkes ist, kann man bei E. Quint vielleicht verschiedener Meinung sein. Ich selbst habe das Gefühl, daß hier Dichter und Dichter jedes Gesetz in sich tragen, daß Inhalt und Form reiflos ineinander aufgehen, und daß eine Fülle von künstlerischer Kraft über das ganze Werk ausgegossen ist. Und diese Kraft saugt G. Hauptmann aus seiner, aus unserer Heimat wie der Baum aus tiefer Wurzel seinen Saft. Doch nie läßt sich der Dichter vom narkotischen Brodem der Heimat umnebeln. Sein Blick bleibt immer weit und klar. Mit schönheitsstrunkem Auge sieht er die Berge, die Wälder, die Felder und Dörfer des Schlesierlandes. Und wie tief und eindringlich hat er seinen Landsleuten in die Seelen geschaut! Die Gutbesitzer, Pastoren, Lehrer, Weber und Gastwirte des Romans atmen alle eine Lebensfülle und sind von einer Glaubwürdigkeit wie die Menschen seiner besten Dramen. Innerhalb der einzelnen Berufsarten weiß er die unterschiedlichen Vertreter mit feiner, staunenswerter Differenzierung zu charakterisieren. Ein Meisterstück tiefschürfender Seelenkunde ist jedoch Emanuel Quint selbst, der Narr in Christo. —

Es wurde schon öfter von den schlesischen Dichtern gesagt und geschrieben, ihr Charakterbild lasse sich nie mit einigen klaren Worten umschreiben. Und wenn es auch den Literaturphilistern Kummer bereitet: Auch diesmal läßt sich Hauptmanns Wesen in keine bestimmte Formel zwingen. Uebrigens ist das bei allen echten Dichtern so und kann uns, die wir am Kunstwerk in erster Linie das Nachschaffen und Nacherleben als höchste Freude und besten Genuß empfinden, nur willkommen sein. Das wachsende, sich überall ausbreitende Leben duldet keine Formel, es will sich nicht einfangen lassen. Was sich aber klar aussprechen läßt, ist folgendes: Hauptmann ist einer von den sehr Starken, die trotz großem Erfolge und gelegentlichem Mißerfolge nie nach Veräußerlichung, sondern jederzeit stolz, mutig und frei nach reinster Verinnerlichung ihrer Kunst gestrebt haben und noch streben. Er ist unbeirrt seinen Weg gegangen. Sein neuestes Werk zeigt ihn auf einer Höhe, die selten ein deutscher Dichter erreicht und in der die Luft für den Dutzendmenschen zu scharf, zu dünn wird. — Unser Größter hat auf einem losen Blatte Worte niedergeschrieben, die uns tief ergreifen: „Erst war ich den Menschen unbequem durch meinen Irrtum, dann durch meinen Ernst. Ich mochte mich stellen, wie ich wollte, so war ich allein . . .“

Wer ein so gedankentiefes, voll poetischer Schönheit und Reinheit strahlendes Werk schreiben konnte, wie den Emanuel Quint, dem hat diese Künstlertragik die Seele nicht gebrochen, sondern geläutert und gestählt; von dem wird die Zukunft noch zu reden haben.

Wir Schlesier aber nennen Gerhart Hauptmann stolz und froh den Unsern und grüßen ihn und sein Werk nochmals mit seinen eigenen Worten:

Gott grüß' die Kunst!

G. Hauptmann, Aus dem Roman „Der Narr in Christo Emanuel Quint“

Statt in dürren Worten die Fabel des Romans wiederzugeben, die den Lesern ohnehin aus den Zeitungen bekannt sein wird, drucken wir lieber ein Stück vom Roman selbst ab, das hoffentlich recht viele dazu anregt, sich den Gewinn und Genuß zu verschaffen, den das Lesen des ganzen Werkes gewährt.

*

Förster, Grenzaufseher und Gendarm, die einander zufälligerweise in der Turmbaude begegnet waren, wo es ein gutes Bier zu trinken gab, hatten, durch Touristen, von dem sonderbaren Narren gehört, der die Berggegend unsicher

machte, und der Mann des Gesetzes, der Gendarm, fand sich dadurch der Erledigung eines recht beschwerlichen Auftrags näher gebracht, den ihm seine Behörde erteilt hatte. Ein Amtsvorsteher aus dem Kreise Reichenbach hatte an verschiedene Amtsvorstände des Hirschberger Kreises ein Rundschreiben gerichtet, des Inhalts, daß ein gewisser Emanuel Quint aus seinem Heimatsdorte verschwunden sei. Man fahnde, hieß es, nach diesem Quint, weil nach der Aussage vieler vertrauenswürdiger Zeugen allerlei öffentlicher Anflug von ihm zu vermuten stehe, wie denn dergleichen auch innerhalb verschiedener Kirchsprenkel erwiesen wäre, und so fort. Man müsse aber auch übrigens feststellen, ob nicht die Unterbringung des P. P. Quint in ein Arbeitshaus, bezugsweise in die Provinzial-Irrenanstalt geboten wäre. Aus allen diesen Gründen werde ersucht, den P. P. Quint, dem auch seine Mutter, eine Tischlersfrau, kein gutes Zeugnis ausstelle, wo man ihn betrete, festnehmen zu lassen.

Nun hatten Passanten auch die Brüder Hassenpflug als Begleiter Quints wiedererkannt und den Wachtmeister auf sie hingewiesen, und dieser war denn auch sporenklirrend an den Tisch der Studenten herangetreten. Sie gaben ihm aber nur zögernd und überdies absichtlich ungenauen Bescheid, wobei sie allershand Spottreden führten, die aber mit Latein untermengt und überdies auch so schwer zu fassen waren, daß der Gendarm, trotzdem er mehrmals rot vor Wut wurde, nicht wohl etwas gegen sie einwenden konnte. Doch der Pächter der Baude trat hinzu, um den Gendarm an ein Fernglas zu nötigen.

Dieses lange Fernrohr war draußen auf einer Felspitze aufgestellt, und man konnte gegen Bezahlung hindurchgucken. Natürlich wälzte sich, außer daß der Grenzwächter und Förster dem Wirt und Gendarm ins Freie folgten, der sensationsbedürftige Teil der Baudenbesucher hinterdrein.

Seit Wochen hatte der Pächter, unten, in dem von Menschen wenig betretenen Teil der Schneegruben, durch das Rohr, einen seltsamen Menschen beobachtet, der dort ein Eremitenleben zu führen schien, und eben jetzt wieder konnte man ihn am Eingang der kleinen Schukhütte und zwar in Gemeinschaft mit dem böhmischen Josef deutlich feststellen.

„Leider haben die Leute,“ sagte der Förster, als sie die Vögel nicht mehr im Neste fanden, „während wir durch das Fernrohr sahen, ein zu großes Halloh gemacht, so was läßt sich der böhmische Seppel nicht zweimal sagen.“

Die Flucht des böhmischen Josef, dem Quint nachfolgte, dauerte Stunden lang, dann aber hatten die beiden eine Hütte auf der böhmischen Seite erreicht, wo sie sich jedenfalls vor den preußischen Beamten sicher fühlen konnten. Man hatte von hier über die schönen und alten Waldbestände der böhmischen Seite hinweg einen weiten Blick nach Oesterreich hinein. Und so einsam war das Häuschen gelegen, daß man andere Menschenwohnungen rings ins Gewirr der mächtigen Bergtäler eingestreut, kaum größer als Zwergen-Spielzeug erblicken konnte.

Die Hütte selbst, in die sie eintraten, war innen mit vielen schwarzen Pfählen gestützt: man mußte sich gleichsam wie durch den Stollen eines Schachtes hineinwinden, bevor man die Stube erreichen konnte: und diese Stube wiederum lag unter einem geborstenen Tragbalken, der so niedrig war, daß Emanuel Quint, aus den tiefen Löchern darin, das Sägemehl der Holzwürmer mit dem Haupte abstreifte. Die Sonne war untergegangen. Durch die trüben Fensterlöcher, so weit sie nicht mit Stroh verstopft oder mit Brettern vernagelt waren, drang fahles Licht.

In diesem Raum schien der böhmische Josef, obgleich er von niemand begrüßt wurde, heimisch zu sein. Er setzte im Dunkel den Schragen ab und entzündete in einer Fuge der Ofenkachel ein Streichholz, das mit blauem Licht und scharfen Phosphordämpfen alsbald zu brodeln begann. Mit diesem Streichholz suchte und fand er dann eine Unschlitt-Kerze, die im Hals einer Flasche steckte. Langsam verbreitete sich das Licht und enthüllte ein jämmerliches Bild der Verwahrlosung, dessen Eindruck sogar der böhmische Josef abschwächen wollte, indem er sagte: es sähe ein wenig „furios“ hier aus.

Quint, der im Bereich des Glends und der Not zu Hause war, mußte das zugeben. Schon der beklemmende, widrige Dunst von Unrat, Fäulnis und kalter Feuchtigkeit, darin man nur widerwillig atmen konnte, drängte ihn fast ins Freie zurück. In dem Augenblick, als das Docht im Unschlitt Feuer fing, hatte er vier oder fünf Mäuse hastig über den schwarzen Lehm der Diele nach allen Seiten davonlaufen sehen. Ja es huschte bedenklich da und dort über Fensterbretter und über den Tisch hinweg, der eine Ecke der Stube ausfüllte. Josef erklärte: „das kommt davon, wenn sie die Ragen auffressen“. Aber Quint war bereits von einem anderen schemenhaften Anblick gebannt, ohne auf das zu merken, was Josef sagte, und wußte nicht, was es Wirklichkeit, was er sah, oder nur Einbildung seiner von allen Eindrücken dieses Tages übermüdeten Seele. Es kam ihm vor, als säße am Fenster, im schwachen Mondlicht, oder wie aus Mondlicht geformt, schlohweiß in der Schwärze des Raumes, ein uraltes Weib.

Quint mußte wohl, von einer tiefen Ehrfurcht berührt, irgend etwas leise geflüstert haben, denn Josef ermutigte ihn alsbald, sich ganz ohne Zwang zu betragen und laut zu reden. Er sagte, die Alte sei hundertundzehn, ja, wie manche behaupten wollten, hundertundvierzehn Jahre alt. Viele meinten, sie könne nicht sterben. Sie könne deshalb nicht sterben, weil mit ihr, Zeit ihres Lebens, nicht immer alles ganz richtig gewesen sei. Er wollte sagen, sie habe gottlose Dinge getrieben mit Wettermachen und allerlei ruchloser Hergenfunst, und deshalb könne sie nun, zur Strafe, die Ruhe des Todes nicht finden.

In diesem Augenblick verbreitete sich ein fremdartig wunderliches Getöse durch den Raum, eine Art Gesang, der Worte enthielt, der aber so unirdisch leise und rührend schwebte, daß man nicht denken konnte, er käme aus einer Menschenbrust. Denn weder, daß irgend zarte Knaben auf eine solche Weise zu singen verstünden, noch Mädchenfehlen, noch irgend Kehlen von Sängern und Sängerinnen dieser Welt, wie sie Quint in den Kirchen der Dörfer gehört hatte, geschweige, daß sie mit einer solchen rätselvollen, stillen Gewalt, eine so rätselvolle, erschütternde Wirkung hervorbrachten.

Raum hatte Emanuels Ohr der Klang berührt, als er sich selbst und seine Umgebung sogleich vergessen hatte. Ohne Bewußtsein und willenlos angezogen, nahm er der singenden Greisin gegenüber — und niemand anders war es, der sang! — mit tränenüberströmtem Antlitz Platz, aber ohne zu wissen, daß er weinte. Er blickte, als gelte es irgendein Geheimnis aus fremden Regionen zu erforschen, in die starren, großen und edlen Züge der Hundertjährigen, in ein Gesicht, das von langen, offenen, schneeigen Locken umflossen, welf aber durchsichtig-wächsern-zart und leuchtend, wie das eines Kindes war.

Dies aber waren die schlichten Worte, die aus der gefangenen Seele der alten erhabenen Frau, ohne daß sie die schmalen, weißen Lippen auch nur irgendwie merkbar bewegte, hervorzitterten:

„Mein Hemdlein ist genäht,
mein Bettlein ist gemacht.
Komm', o komm',
du legte, lange Nacht.“

Der böhmische Josef brach in lautes Gelächter aus. „Das Lied,“ sagte er, „hat die alte vertrocknete Huzel wohl schon manch liebes Mal heruntergeplärrt. Deswegen stirbt die noch lange nicht. 's gibt Sachen! 's gibt in der Welt eben so allerhand, was einer kann und der andere nicht! Die hat's verstanden! mit der war niemals gut Kirschen essen.“

Jetzt kam plötzlich mit lautem Gedeckel eine Ziege von draußen durch den Flur in die Stube herein und fing an, die Greisin, die wie ein Gebilde aus Schnee im schwachen Mondstrahl des Fensters saß, mit der Schnute zu stoßen, allein die Alte rührte sich nicht. Sie hielt den Blick geradeaus gerichtet, die welken, gekrümmten Hände wie tot im Schoß, und schien mit inneren Sinnen einem anderen Bereiche der Schöpfung anzugehören, mit allen äußeren Sinnen dagegen gestorben zu sein.

„Na nu, jetzt Wirtschaft!“ sagte der böhmische Josef und trat in den Flur, von wo man alsbald, wie Weltuntergang, die schadhafte Orgelpfeifen eines Veierkastens dröhnen hörte. Dies war die Art und Weise, durch die er, der immer einen gewissen Ueberschuß an guter Laune besaß, seine Gegenwart in der Veierbaude anzukündigen pflegte, worauf denn meistens der siebzigjährige Enkel der Greisin, der nahezu taube Veiermann, aus seinem Verschlage die Heubodenleiter herunterkletterte.

Auch heut erschien der betagte Enkel. Er glich einem riesenhaften, in schmutzige Lumpen gewickelten Turm, als er, rauhe und nur für Josef verständliche Laute ausstoßend, über die knackenden Sprossen der Leiter niederstieg. Er begann sogleich keifig über dem Knie zu brechen, bis er ein starkes Bündel beisammen hatte, das er sogleich in die Wohnstube trug und, aus dem zerlumpten, alten Militärrock, den er, wie Frauen die Schürze, vorn aufgenommen hatte, vor das Heizloch des Ofens hinfallen ließ. Dabei redete Josef in ihn hinein.

Quint, der noch immer in den Anblick der Greisin versunken war, hörte mit halbem Ohr, während die Ziege nun eifrig den Handteller seiner Linken ausleckte, wie verschiedene Namen genannt wurden: Namen von Leuten, die wahrscheinlich ihr Gewerbe, nicht anders als Josef, auf Schleichwegen ausübten! und er schloß, als nach einiger Zeit sich neue Besucher durch Fußgetrappel im Hausflur ankündigten, es möchten die von Josef namhaft gemachten Schmuggler sein.

Wirklich waren drei andere Pascher angelangt, die sich laut und lebhaft mit Josef begrüßten. Sie waren sichtlich vergnügt, nach langer beschwerlicher Wanderung an einem sicheren Orte der Rast zu sein. Und wieder ertönte der Veierkasten des Veiermanns, der seine Stelle auf einer gerammten Bank im Hausflur hatte und dessen Kurbel von Josef aus Liebhaberei und Spaßmacherlaune aufs neue in Bewegung gesetzt worden war.

Bald darauf saßen die Schmuggler um den Tisch herum und hatten begonnen, Karten zu mischen, während die Selterflasche, mit Kornschnaps gefüllt, von einem zum andern ging, bis sie auch schließlich zu Quint gelangte, der sie, ohne zu trinken, weiter gab.

Es trug ihm grobe Bemerkungen ein.

Und eine Menge solcher Bemerkungen zielte auch auf die Greisin hinüber, da die Schmuggler den Festtag zwar durch Arbeit enteehrt, dafür jedoch durch reichlichen Schnapsgenuß gefeiert hatten. Sie bezeichneten sie mit rüden Worten und Schimpfereien, die sie ohne Rücksicht verlautbaren ließen. Einer der Schmuggler wollte dann wissen, wo Quint herkäme und wo er hinginge.

Ohne ihm Antwort zu geben, erhob sich der Narr und küßte der Greisin beide Hände. Gleich darauf trat er an den Esel, der einen eisernen Topf mit Kartoffeln in die Röhre des Ofens schob, mit einigen festen Schritten nahe heran, um einige Fragen an ihn zu tun. Er wollte unter anderem wissen, wo die Lagerstätte der Greisin sei. Als das strobeköpfige Untier von Leiermann ihm ein altes kahles Holzgestell im Winkel gezeigt hatte, brachte er mit einer wunderbar selbstverständlichen Leichtigkeit die Alte auf seinen Armen dorthin. Sie war allerdings überraschend und fast zum Erschrecken leicht gewesen. Und nun benahm sich der närrische Sonderling nicht anders, wie ein Samariter und Arzt von Beruf. Er trug Wasser herzu und wusch die Greisin, die unter seinen mildtätigen Händen auf eigentümliche Weise zitterte und langsam, schwer und tief zu atmen begann.

Die Spielenden mäßigten ihre Stimmen nicht, vermieden es aber, sich einzumischen.

Es war aber unter ihnen ein kleiner, bleicher und bußliger Mensch, der Schwabe hieß, ein ehemaliger Schneidergesell, der, Gott weiß, wie? zu ihrem Gewerbe gekommen war. Er war meist schüchtern, bewies aber seltsamerweise den größten Mut, und das wußten die Schmuggler, wo immer Gefahr im Verzuge war. In seinem Betragen lag etwas Drolliges, was ihm die rauhesten Herzen geneigt machte, auch war er allen und immer dermaßen zu Liebesdiensten bereit, daß er überall einen oder mehrere Steine im Brette hatte. Er war Protestant, dessenungeachtet stand er jedoch auch vor jedem der sogenannten Märterln auf der böhmischen Seite still und betete, während er beim Aufstiege bald weltliche, bald geistliche Lieder, wahllos durcheinander sang. Auch hatte er sonderbare Ideen, die seine Kollegen lachen machten. Er gab ihnen Schilderungen aus der Welt, die seinem beschränkten Verstande entstammten, teils geglaubt, teils bezweifelt wurden, ihn selbst aber und seine Unterhaltung geschätzt machten.

Dieser Schwabe, der übrigens statt Karten zu spielen in einer fettdurchtränkten Zeitung geschmökert hatte, war nicht ohne Interesse dem gefolgt, was Quint unternahm, und hatte dann die Aufmerksamkeit der Genossen von den Karten ab und auf seine Wunderberichte gelenkt, die seiner Suada stets zur Verfügung standen. Es sei ihm heut etwas Wunderbares begegnet, sagte er. Er wiederholte immer: „ihr glaubt nicht daran! aber ich kann euch sagen, ich kann mit heiligen Eiden beschwören, es ist wahr.“

„Na was denn, Schneider?“ fragten die andern.

„Es ist so wahr, wie ich hier in der Leierbaude sitze, daß ich heut morgen das Weib in der Klennerbaude habe Schäffer aufwaschen sehen, der Kuh Tränke in den Stall tragen und auf den Heuboden klettern, ganz wie wir.“

„Was, die Klennern? die ist doch seit Jahr und Tag kontrakt! die kann doch von ihrem Stuhl nicht aufstehen?“

„Na ja, und heute morgen haben sie das Weib nach der Schubertbaude geschafft, und von da ist sie lustig und flink wie ein Wiesel zurückgekommen.“

Und nun erzählte er alles das, aber schon bedeutend ausgeschmückt, was sich mit Quint vor dem Hause der Schubertleute am Morgen desselben Tages ereignet hatte. Emanuel wurde in dieser Erzählung zu einer Art medizinischem Wundermann, der den Sultan und den Kaiser von Oesterreich zweimal vom sicheren Tode errettet und der unter einem Steine, unten in Ungarn oder wo, das Rezept zu einer Salbe gefunden hatte, die ein unwiderstehliches Heilmittel sei. Das Sonderbarste war aber dieses, wie er meinte, daß der Wundermann, und zwar mitten aus der Menge heraus, mit einem Mal, förmlich wie in die Luft verschwunden sei.

„Wartet doch mal,“ sagte der böhmische Josef in das Gelächter hinein, das nach den letzten Worten des Schneidergesellen sich erhoben hatte — „wir wollen uns den August da drüben jetzt mal 'n wenig von nahe beseh'n.“

„Se, du dort drüben: bist du heut morgen in der Schubertbaube gewesen?“ wandte sich Josef an den Narren. Dieser, ganz mit der Greisin beschäftigt, nickte zur Antwort nur mit dem Kopf. Und nun wollte der böhmische Josef in einer Laune, wie sie manchmal plötzlich über ihn kam, mit den anderen Schmugglern nicht weiter spielen, wodurch, da die anderen im Verlust waren, sogleich ein großes Geschrei entstand: aber der kleine Schwarze blieb kaltblütig.

Es war ihm etwas, man wußte nicht was, durch den Sinn gefahren. Hatte ihm Quint von Anfang an einen unerklärlichen Eindruck gemacht? oder dachte er plötzlich, es wäre für einen guten Katholiken, wie er selbst einer war, eine Sünde, am ersten Pfingstfeiertage Karten zu spielen? oder ward er plötzlich von Mitleid erfaßt für die Alte, die der Tod vergessen zu haben schien? kurz, er stand auf, er trat zu dem Narren und fing mit ihm, eigentümlich seufzend, über das traurige Dasein im allgemeinen und das der Alten im besonderen zu philosophieren an.

Wenn jemand mit einem solchen Ton in der Kehle zu Emanuel trat, so wußte er immer, daß der Acker bereitet war, und begann sogleich den Samen des Reiches auszusäen. Bei einem jeden solchen Beginn stand ihm Wort und Ton dermaßen rein und schlicht zu Gebot, daß es jedem wie immer gearteten Menschen weniger als ein Beginn, denn als etwas Altvertrautes erschien. Da war irgend etwas Trennendes nicht mehr vorhanden, und das Innerste und Echteste der Menschennatur verband sich hemmungs- und hindernislos mit dem Innersten und Echtesten.

Da die langausgestreckt und starr daliegende, alte Frau sich kalt anfühlte, trotzdem Emanuel sie mit allerlei Lumpen und seinem eigenen Schoßrock bis an das Kinn zugedeckt hatte, holte Josef einen Ziegel herbei, der im Herde erwärmt worden war: weshalb sich vom Tisch der verlassenen Spieler Spott und Hohn über ihn ergoß und noch mehr über Quint, der ihnen den Kameraden entwendet hatte. Dagegen wurde mit einem Mal der böhmische Josef von seinem gefürchteten Jähzorn gepackt und stand, den Ziegel hoch in den Händen haltend, unerwartet vor den Radaulustigen, mit einer maßlosen Drohung, die bei seiner wilden Natur nicht mißzuverstehen war.

Der kleine zigeunerhaft häßliche Kerl hatte bei mancher Gelegenheit und auch in den Schenken „zum Spaß, der Lust halber“ oft Proben herkulischer Kräfte abgelegt. Er hatte auch einige Mal im Gefängnis gefessen, gewalttätiger Handlungen wegen, die der meist gutmütige Mensch, gereizt, in besinnungslosem Zustand verübt hatte. Jetzt rief ihn ein Wort des Narren an das Sterbelager der Greisin zurück.

Auch Schwabe verließ seinen Platz neben den Spielern und trat mit schüchtern zusammengetrocknenen Schritten an das Lager heran. Es war ihm die seltsam feierliche Gewißheit aufgetaucht, daß hier der große und letzte Augenblick eines mehr als hundertjährigen Lebenskampfes endlich nahe wäre. Es schien ihm auch deshalb nicht verwunderlich, als Quint den siebzigjährigen Enkel mit lauter Stimme davon verständigte.

Es mußten dann aber beinahe noch acht Stunden vergehen, bevor die Greisin den letzten Atemzug ihres Lebens aushauchen konnte. Es geschah um die Zeit, wo die Sonne mit dunkelroten Strahlen gewaltig aus dem Tore des Ostens brach und das wächserne Gelb des Angesichtes mit purpurnen Tupfen färbte. Quint band das Kinn der Toten, das herabfallen wollte, mit einem blauen Sacktuch, das Schwabe darbot, fest, und knüpfte das Sacktuch über dem feinen, rosigen Scheitel. Dann herrschte lautlose Stille im Raum, darein sich stumm die Helle des Morgens ausbreitete.

Die anderen Schmuggler hatten sich längst davongemacht. Quint aber saß mit Schwabe und Josef am gleichen Tische, auf den die Karten und Fäuste der Spieler dröhnend geschlagen hatten, und sprach oder las aus dem Bibelbuch. Er hatte nur wenig geschlafen und beim Anblick der alten Frau auch immer an seine eigene Mutter gedacht, die ihn nun schon seit Wochen vermissen mußte. Er hatte sich vorgestellt, wie im innersten Wesen schmerzlich das Schicksal jedweder Mutter war, und wie insonderheit die Last eines langen Lebens durch Lasten schwerer gemacht wurde, die eine letzte Vereinsamung in sich schließt. Der böhmische Josef hatte, als Findling, Vater und Mutter niemals gekannt. Schwabe war von seinem siebenten Jahre an ausschließlich in der Hut seiner Mutter gewesen und hatte im vierzehnten Jahre einmal in Begleitung der Mutter einen Menschen besucht, der im Gefängnis einer großen Stadt hinter Schloß und Riegel gehalten wurde und der, wie man sagte, sein Vater war. Einigermassen aufgewühlt, einander nahe durch verwandte Erinnerungen, hatte sich über die drei ein ernster Geist der Einklehr gesenkt, der sie zu ernststen Gesprächen veranlaßte.

„Warum haben Sie,“ fragte Josef Emanuel, und wagte es nun nicht mehr, ihn mit Du anzureden . . . „Warum haben Sie, nachdem die Alte gestorben war, am Fenster gestanden und haben lange für sich geweint? Sind Sie etwa verwandt mit der Alten?“ „Weil das Leben,“ gab der Gefragte zurück, „für die meisten ein unsäglich schweres, schmerzliches Schicksal ist!“ Danach fuhr er fort, von den Finsternissen der armen nachtbesangenen Erde zu reden, und sprach davon, wie der Geist der Gestorbenen unzweifelhaft nach den Läuterungen des Lebens — denn Leben sei immer Läuterung! — zu Formen reinen Lebens verklärt worden sei. Und als sie dies nicht zu verstehen schienen, las ihnen Emanuel die zweite Epistel St. Pauli an die Korinther vor:

„Und ich, liebe Brüder, da ich zu euch kam, kam ich nicht mit hohen Worten oder hoher Weisheit, euch zu verkündigen die göttliche Predigt.

Denn ich hielt mich nicht dafür, daß ich etwas wüßte unter euch, ohne allein Jesum Christum, den Gekreuzigten.

Und ich war bei euch mit Schwachheit, und mit Furcht, und mit großem Zittern.

Und mein Wort und meine Predigt war nicht in vernünftigen Reden menschlicher Weisheit, sondern in Beweisung des Geistes und der Kraft;

Auf daß euer Glaube bestehe, nicht auf Menschenweisheit, sondern auf Gottes Kraft.

Da wir aber von reden, das ist dennoch Weisheit bei den Vollkommenen; nicht eine Weisheit dieser Welt, auch nicht der Obersten dieser Welt, welche vergehen;

Sondern wir reden von der heimlichen, verborgenen Weisheit Gottes, welche Gott verborgen hat vor der Welt, zu unserer Herrlichkeit,

Welche keiner von den Obersten dieser Welt erkannt hat; denn, wo sie die erkannt hätten, hätten sie den Herrn der Herrlichkeit nicht gekreuzigt,

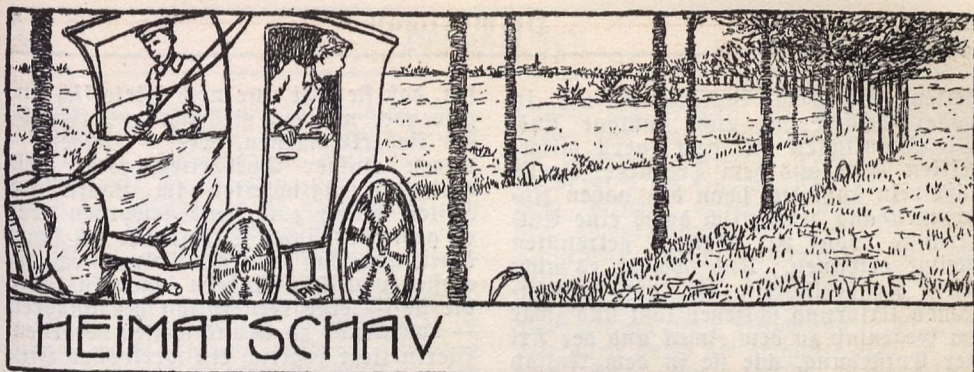
Sondern wie geschrieben steht: Das kein Auge gesehen hat, und kein Ohr gehöret hat.“

Diese Worte, die ohne Pathos gelesen wurden, erregten ganz anders, wie von der Kanzel herab zu geschehen pflegt, die Wißbegierde der Zuhörer. Als Menschen immer und von Natur auf die Offenbarung von etwas Verborgenen gerichtet, hofften sie durch Emanuel zugleich ihn selbst und die Schrift erklärt zu sehen, die so rätselpollen Dinge andeutete. Emanuel hatte dagegen die Bibelstelle gewählt, in der Meinung, sie werde für ihn sprechen, und zwar ebensowohl für das, was er sagte, als was er verschwieg, aber er hatte damit nur erreicht, daß ihn die beiden Hörer geradezu nach dem Geheimnis fragten, von dem sie, zwar nur halb und halb überzeugt, vermuteten, es wäre die wunderbare Kraft, die am rechten Ort zu heilen und zu töten verstand.

Somit war er gezwungen zu sagen, er wäre aus freiem Antriebe ein Träger des Evangelii. Er habe als Kind die Taufe derer empfangen, die tote und laue Scheinchristen wären, später die Wassertaufe Johannes des Täufers, und endlich die durch den heiligen Geist: und diese, die letzte, schließe das Geheimnis des Reiches ein.

„Die Gnade unseres Herrn Jesu Christi,“ fuhr er fort, „sei mit uns allen! Amen.“ —

Nachdem er diese Worte gesagt hatte, stand er auf, und war im Begriff, davon zu gehen, als eine schlichte, sauber gekleidete Frau, die Frau des Lehrers aus der Schule einer nahegelegenen, ärmlichen Berggemeinde, ins Zimmer trat. Sie sah, daß die Greisin gestorben war, der sie in Übung jahrelanger Mildtätigkeit täglich Suppe zu schicken oder selbst zu bringen pflegte. Und als sich ihr die volle Erkenntnis mitgeteilt hatte, wie ihr schwacher Versuch zur Mildtätigkeit nun von einer stärkeren Hand überboten worden war, versank sie merklich ergriffen in Stillschweigen.



Allgemeineres

Dreierlei Sterben

„Als der Franzose Bala zum Sterben kam, drehte er den Gashahn auf, und also ging seine Seele in einem leisen chemischen Geruch an ihren Ort. Die ihn nicht leiden mochten, sagten, er sei so an Sensationen gewöhnt gewesen, daß er auch mit einer Sensation hätte abgehen wollen. Alle aber fühlten eine gewisse Verwandtschaft zwischen seinen Werken und seinem Sterben.“

Als der Russe Tolstoi in die Jahre Goethes kam, riß er sich wie ein mühsam gezähmtes wildes Tier von der Kette und lief, was er laufen konnte, in die Einsöde, um, wenn es ihm nicht vergönnt war zu leben, wie er wollte, so wenigstens auf seine Art zu sterben.

Während die ganze Kulturwelt darüber debattierte, ob er schon tot sei oder erst sterben werde, benutzte einer der älteren deutschen Art, Wilhelm Raabe, die allgemeine Abgewandtheit der Gemüter, um leise lächelnd und fast unbemerkt die Türe hinter sich ins Schloß zu ziehen.

Wir hören viel von Treppenwitz der Weltgeschichte. Aber die Wirklichkeit selbst dichtet auch.“

(H. Bonus im ersten Jahrbuch des Kunstwart.)

Volksdichtung

Reime von Haus zu Haus

Unter diesem Stichwort hat Hb. in Nr. 2 Bd. IV dieser Blätter einen Gegenstand angeregt, der in der Zeitschrift „Niedersachsen“ durch H. Harms für jene Landschaft behandelt worden ist. Ich habe für ein kleines Gebiet Niederschlesiens darüber im Jahre 1907 in den „Mitteilungen der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde“, Heft XVIII, S. 98—108 einiges unter der Bezeich-

nung „Dorfreime“ veröffentlicht können. Seitdem habe ich u. a. einen ähnlichen Vers aus Probstschütz, Kr. Trebnitz, mitgeteilt erhalten, den ich nachstehend wiedergebe.

Der Kaschel schlägt' a Kalb,
Der Müller nimmt sich's halb,
Der Roder nimmt sich's Gefries,
Der Herr (Gutsherr) guckt zum

Fenster raus,
Der Münich denkt, 's is ne grüße Maus.

Der Hubrich wohnt auf'm Berge,
Die Schiffern hot ne biese Lärge.
Die Baumgarten is selten derheeme,
Der Klesch hot krumme Beene.

Beim Fischer sind de Piener krank,
Der Maühopt (Monhaupt) giebt a Lämmergang.

Der Reimann riecht a Mahlpappe ei,
Der Wittmann kummt und sch . . .
ihm rei.

Zum Vergleich und für die weiteren Ausführungen teile ich einen der bisher nicht veröffentlichten Dorfreime aus Dickstrauch, Kr. Grünberg, mit:

Unglaube schlägt' a Kalb,
Niehn nimmt's halb,
Burde nimmt's Gefries,
Tiehe is a ganz Jaur biese.
Rebiger siht zur Foirek raus,
Niehn ducht, 's war an Spiehmaus.
Casimir hot an Schlipp'rmilchbuart,
Hampel ducht, 's wär' gude Mart.
Paluk schneidt Schink'n;
Mazantke wuold een trint'n;
Simke hot a Schank;
Hanschen is 's Weeb krank;
Paluk macht Zweck'n;
De Vorbrich'r kinn' uns

Dieser Reim stammt aus der Grünberger Gegend, wo mindestens 15 Dörfer Reime besitzen, die sich nur unwesentlich von einander unterscheiden. Namentlich der einleitende Vierzeiler von dem geschlachteten Kalb kehrt immer wieder, ebenso wie gelegentliche Derb-

heiten, die dem Volksbewußtsein in voller Schärfe gar nicht fühlbar sind. Die Ähnlichkeit mit dem zuerst mitgeteilten Reim aus dem Trebnitzer Kreise läßt rein äußerlich schon den nahen Zusammenhang der örtlich durch eine Entfernung von 20 Meilen getrennten Reime erkennen. Und doch ist es nicht diese Aeußerlichkeit, die auf gemeinsamen Ursprung schließen läßt und zwar im Gegensatz zu dem Zweck und der Art der Entstehung, wie sie in dem Aufsatz „Reime von Haus zu Haus“ in diesen Blättern vermutet werden, wenigstens für unsere Heimat Schlesien. Bei allen mir bekannt gewordenen Reimen wird von den Gewährsleuten immer wieder betont, daß bei der damit gegebenen Aufzählung die topographische Lage der aufgezählten Personen in der Weise streng innegehalten wird, daß an einem Ende des Dorfes begonnen und auf der einen Dorffseite herauf und auf der anderen wieder zum Anfang zurück gezählt wird. Diese Reihenfolge ist so unabänderlich, daß dem Gedächtnis zufällig verloren gegangene Verse danach sofort vermißt und ergänzt werden. Hält man ferner damit die Tatsache zusammen, daß in einzelnen Dörfern, wie z. B. in Bonadel, Reime für die Bauern und für die Gärtner gesondert überliefert sind, so erscheint die zufällige Entstehung aus Anlaß von Neckereien und ihre stete Abwandlung nach den jeweiligen Eigentümlichkeiten der Betroffenen schon zweifelhaft. Vielmehr wurde mir von meinen Gewährsleuten, unter denen neben alten Leuten namentlich die Schuljugend zahlreich vertreten ist, auf Befragen über die offenbar sinnlosen Beziehungen zwischen den Reimen und darin Genannten immer wieder versichert: „Ja, das heißt aber schon immer so; Sinn hat es freilich nicht!“ Auch stimmten die Angaben der Jüngsten und Ältesten eines Dorfes fast immer genau überein. Das deutet doch vielmehr auf eine streng feste Ueberlieferung, als auf zufällige, nach Laune des Verfassers und Eigentümlichkeit des Besungenen wechselnde Entstehung. Ich wiederhole, um nicht mißverstanden zu werden, hier nochmals, daß ich nur von Schlesien spreche. In anderen Gegenden mag es anders sein.

Nun erhebt sich aber sofort die Frage, was denn wohl der Zweck der Reime gewesen sei? Das steht nach meinen Erkundigungen über alle Zweifel hinaus

fest, daß sie jetzt nur noch spielerisch angewendet werden, vielleicht aus Freude am Ueberkommenen, oder — leider — wegen einiger Derbheiten, oder, weil einige Anzüglichkeiten im Laufe der Zeiten wieder zutreffend geworden oder es geblieben sind. Das spricht sich schon darin aus, daß man die Reime noch am ehesten von Schulkindern sammeln kann, die sie — eine Generation der anderen — von Mund zu Mund weiter vererben. Hierin liegt zugleich ein wertvoller Hinweis, wo man am ersten weitere Belege sammeln soll und kann. Ältere Leute erinnern sich wohl daran, daß sie etwas der Art gekannt haben; doch sind sie meistens nicht mehr imstande, Zusammenhängendes wiederzugeben. Nur hier und da findet sich auf dem Lande ein älterer Mann oder Greis, der — gewöhnlich als Spatzvogel allgemein bekannt und beliebt — neben einem großen Vorrat aller möglichen Sagen, Märchen, Ueberlieferungen und dörflicher Neckereien in seinem Gedächtnis auch diese Reime noch bewahrt. Wenn man einen solchen Mann zu guter Stunde trifft und es versteht, ihn an der Zunge zu ziehen, so kann man auch im Falle unserer Reime sehr gut die Treue und geringe Wandelbarkeit der mündlichen Ueberlieferung erkennen. Ueber den Zweck dieser Reime ist aber niemandem etwas bekannt. Ich habe in meinem oben erwähnten Aufsatz eine Vermutung geäußert, die mir im Laufe der Zeit immer wahrscheinlicher geworden ist. Auch Kenner der dörflichen Ordnung früherer Jahrhunderte haben sich mehrfach zustimmend geäußert. Es scheint nämlich, als ob diese Reime ein Gedächtnishilfsmittel vorstellen sollten, um die Reihenfolge der Dorfbewohner stets gegenwärtig zu haben. Das war zur Zeit der Erbuntertänigkeit wegen der Dienstverpflichtung der Dorfsassen gegenüber dem Rittergute notwendig, um jederzeit bestimmen zu können, wer eben zu den vom Gutsherrn geforderten Diensten an der Reihe war. Da solche Dienste nur dem Großschulzen oder dem Kleinwogt vom Gut angefragt wurden, so hatten diese für die Heranziehung der Verpflichteten zu sorgen und mußten sich hüten, einen auszulassen oder doppelt zum Hofdienst zu laden. Ihm oder dem Boten war also an einer solchen Gelsbrücke zur Stütze für sein Gedächtnis viel gelegen, und damit der Anstoß für einen von Bauern für Bauern gedichteten Merkwers gegeben.

Und der Ruhm eines so genialen Aus-
hilfsmittels konnte dann leicht Anlaß
geben zur Uebertragung desselben auf
benachbarte Gemeinden, von denen es
dann in weitere Kreise ausstrahlte. So
ließ sich die Ähnlichkeit über ein gro-
ßes Gebiet verbreiteter Reime zwanglos
erklären.

Daß dann im Bedarfsfall ein Pas-
quillant Vorhandenes benutzte und zu
seinen nicht immer sauberen Zwecken
ummodelte, ist bei der Verbreitung der
Reime nicht mehr verwunderlich. So
entstand dann der „pulsche Wirbel“, von
dem ich in den obengenannten „Mit-
teilungen“ in einem Nachtrag berichtet
habe.

M. Hellmich.

*

Wir bitten unsere Leser, freundlichst
ein wenig auf alte oder neue Volks-
dichtung zu fahnden und uns Gefun-
denes mitzuteilen, damit wir's verwen-
den und gegebenen Falles weitergeben
können. Auch das Unscheinbarste ist
willkommen.

Ein kleines Beispiel dafür, wie die
Freude an Neckreimen unter den Klein-
sten schon lebendig ist, und zwar ebenso
als Freude am rhythmischen Tonfall und
Reim wie an der Neckerei, teilt uns ein
Lehrer aus dem Waldenburger Kreise
mit: „Komme ich neulich zu meinen
Kleinen (1. Schuljahr) ins Klassenzim-
mer und höre sie so etwas im Rhythmus
heragen. Auf freundliches Befragen
höre ich folgendes:

„A Viedla woar gesunga,
A Pfennig woar verdient.
De Ditterschbacher Junga,
Die sein a Madlan lieb!“

Geschichtliches

Aus den Chroniken schlesischer Städte

Waleska Gräfin Bethusy-
Suc, Aus den Chroniken schlesischer
Städte. Mit Buchschmuck von Prof. R.
Knästel. Kattowitz 1911.

Die auch unter dem Pseudonym
Moritz von Reichenbach bekannte Schrift-
stellerin bietet hier einen dankenswerten
Beitrag zur Heimatkunde. Sie betont
ausdrücklich, daß es keine wissenschaft-
liche Arbeit sei, die der Öffentlichkeit
übergeben werde; es soll lediglich der
Sinn für unsere städtischen Gemein-
wesen und für die Eigenart der Provinz
durch diese schlichten Aufsätze angeregt
werden; und daß ihr dies gelang, beweist
wohl am besten die freundliche Auf-

nahme des Buches. — Mit sichtlich
Liebe geht die Verfasserin auch auf die
oft scheinbar unbedeutende Geschichte
kleinerer Orte ein wie Konstadt, Rosen-
berg, Pitschen, Strehlen, Trebnitz, Van-
deck, Hoyerswerda, und zieht oft längst
vergessene, aber interessante Einzel-
heiten wieder ans Tageslicht. Das gut
ausgestattete Werkchen verdient weiteste
Verbreitung und Beachtung nicht zum
wenigsten durch die geschickte Art, in der
dem Leser eine Fülle geschichtlicher
Kenntnisse in angenehmem Plaudertone
zugeführt wird; dadurch fühlt sich viel-
leicht mancher zu eindringenderen Stu-
dien veranlaßt. Es vermindert den Wert
dieser neuen Darbietung kaum, daß ge-
legentlich kleine Berichtigungen ange-
bracht erscheinen.

S

Volkstümliches

Vom Tittschern

Den ganzen Sommer über ist den
Breslauer Schulknaben das Spiel mit
Spielmarken das liebste. Jeder Knabe
hat immer etliche in der Tasche, um bei
künftiger Gelegenheit gleich „mit zu
können“. Wie verlockend ist ihm doch
der Klang der „Tittschern“ oder „Schem-
men“. So fein ist sein Ohr darauf ab-
gestimmt, daß er sofort die „Pfennig-
klimper“ herausfindet, das sind solche, die
einen geldähnlichen Klang haben. Diese
haben den höchsten Wert und gelten
zwei Stück der gewöhnlichen Spielmar-
ken. Aber auch diese unter sich sind nicht
gleichwertig; je nach der Stärke gibt es
„1 Gammer“ und „2 Gammer“. Ganz
große Spielmarken gelten nichts und
werden auch nicht in Zahlung genom-
men; sie heißen „Harken“ oder
„Plärken“.

Hat ein Knabe Lust zu einem Spiel-
chen, so geht er an die ersten besten
müßig stehenden Jungen heran und
spricht sie ohne Gruß an: „Schemme —
Pekter!“ Das klingt wie ein Wort. Es
ist aber auch notwendig, keine Blicke ein-
treten zu lassen, sonst würde einer der
Angeredeten sofort rufen: „Pekter!“ und
er hätte sich sofort einen Vorteil ge-
sichert: denn wer „Pekter“ ist beim An-
schlaagen, kann schon auf den ersten Hieb
gewinnen, und „oewinnen“ ist ja
beim „Tittschern“ oder „Schemmen“ die
Hauptfache. Auf den Ausruf „Schemme-
Pekter“ antwortet sofort ein Knabe:
„Schemme — vor!“ Das heißt: „Ich bin
Vorlekter“, und ist noch ein Knabe, der
auch „mit“ will, so wird ihm großmütig,

wie nun einmal ein Breslauer Gassenjunge ist, auch ein Vorteil gewährt; er darf den „Titscher“ hinlegen, ohne anzuhauen. Natürlich legt er ihn dann in solcher Entfernung von der Anschlagswand nieder, daß ihn die beiden Mitspieler nicht so leicht gewinnen können. (In der Gassensprache heißt übrigens das Titschern auch „Sacken“; die Aufforderung und Zustimmung zum Spiel lauten dann: „Sack! — wir? — lecker!“ und „Vorleck!“)

Als Wand zum Anschlagen der Titscher ist den Knaben alles recht: eine Hauswand, eine Anschlagssäule, ein Brett, ein Lattenzaun, eine Promenadenbank, ein Baumstamm, ja selbst ein Kinn- oder Vordstein. Wer hat nun gewonnen? — Die Knaben schlagen der Reihe nach an und suchen dem in einem Bogen zurückfallenden Titscher die Richtung nach den bereits daliegenden Spielmarken zu geben. Ist die Entfernung zwischen den liegenden Titschern so gering, daß sich beide mit einer gewöhnlichen Spanne (hier beim Spiel „Gohle“ oder „Zumpe“ genannt) erreichen lassen, so hat der letzte Anschläger den anderen Titscher gewonnen. Wenn der Spieler dies ausmisst, sagt er: „es paßt“, oder „sie päpen!“ Riegen die Spielmarken näher, so mißt man mit der „Ziegengohle“ (Abstand zwischen den Spitzen des Zeige- und des Mittelfingers der rechten Hand). Der Gewinn beträgt dann zwei Spielmarken. Riegen die Titscher so nahe, daß beide von dem dazwischengelegten Daumen berührt werden, so „paßt“ es „polnisch“, und der Gewinner streicht drei Schemmen ein. Riegen die Spielmarken gar aufeinander, so „paßt es englisch“ und der Gewinner erhält 5 Titscher.

Manchmal ist das „Paßen“ unsicher, wenn nämlich der Rand der Spielmarken nur leise berührt und nicht durch den Druck festgehalten wird; dann kann der gefährdete Spieler „tippen“, d. h. seine Spielmarke leicht dreimal berühren; hilft sie dann aus dem Bereich der „Gohle“, so braucht er nicht zu zahlen.

Paul Raps.

Kunstleben

Diegnitzer Musikleben

Die Weihnachtstage bis um die Jahreswende waren für den Konzertsaal eine stille Zeit. Musikalische Unterhaltungen wurden aber trotzdem an anderer

Stätte ausgiebig geboten — im Stadttheater. Hier suchten sich zwei der neuesten Operetten, Gilberts „Kensche Susanne“ und Fallas „Puppenmädel“ den Rang streitig zu machen. Beider Musik ist nicht übel. Einigermassen enttäuscht hat jedoch das Fallasche Opus, in dem geistreiche Wache das beste war. In der „Kenschen Susanne“ begegnete man einem Textbuche von einer Einheitlichkeit und Theateroutine, wie es für Operetten selten ist. Wurde für den Erfolg der „Susanne“ das Libretto ausschlaggebend, so mußte beim „Puppenmädel“ die Darstellung entscheiden.

Die Konzertsaalgenüsse begannen mit einem Marteau-Abend. Der Ruf dieses Künstlers ist heute schon so gefestigt, daß es sich erübrigt, Marteau's anerkannt hochbedeutende Kunst in Technik und Vortrag analysierend zu würdigen. Bestrickend war wieder seine klare, beschauliche Vortragsart, durchgeistigt und temperamentvoll, vornehm und fesselnd. Ein wirklich geistvoll zusammengestelltes Programm brachte er mit. Darin erglänzte besonders Schuberts kunstreiche „Fantasie“ op. 159. Edel und stilrein war der Vortrag dreier Bachnummern für Solovioline — Präludium, Cour und Gavotte. Fein wiedergegeben wurde Mozarts „2. Konzert D-dur“. Marteau's ständiger Begleiter, August Göllner, ist ein künstlerisch vollwertiger Pianist. So entsprach der Marteau-Abend den höchsten Anforderungen. C M Sch

Baukunst

Wettbewerbe

Breslau. — Zur Erlangung eines Bebauungsplanes für die Erweiterung des Zoologischen Gartens und des Ausstellungslande in Breslau schreibt die Aktiengesellschaft Breslauer Zoologischer Garten unter deutschen Gartenkünstlern und Architekten einen Ideen-Wettbewerb aus. Es handelt sich hierbei um den bekannten Platz der alten Rennbahn in Scheitnig, auf welchem in den beiden letzten Jahren ein Teil der Veranstaltungen der Breslauer Festwoche abgehalten wurden. Der südlich dem Grünstreicher Weg liegende kleinere Platzteil ist für die Erweiterung des zoologischen Gartens bestimmt, hier sollen außer einem Saal- und Gastwirtschaftsgebäude mit Gastgarten hauptsächlich die Gebäude zur Unterbringung der Tiere errichtet werden. Es sind dabei u. a. vorzusehen Anlagen für Vögel, für Schwie-

lensohler, für Bisons, Wildrinder, für Rängurüs, Giraffen, Antilopen, für Seelöwen und ein Haus für Neuwelt-Affen und Halbaffen. Ferner soll noch ein Völkerplatz mit Tribüne eingerichtet werden. Das Saal- und Gastwirtschaftsgebäude soll so gelegt werden, daß es auch in Verbindung mit der auf der nördlichen Seite des alten Rennplatzes zu errichtenden Festhalle benützt werden kann. Diese Bestimmung, deren praktischer Wert unzweifelhaft ist, zerstört leider die Möglichkeit, das Saalgebäude als das monumentalste Bauwerk des zoologischen Gartens an die Oder zu legen.

Die Festhalle bietet eine Grundfläche von 14 000 Quadratmetern und ist als zentrale Halle in Eisenbetonbau geplant; sie soll besonders für größere Ausstellungen und große Versammlungen (Musik- und Sängerkongresse u. dergl.) dienen. Außer dieser Halle sollen auf dem nördlichen größeren Teile des Platzes später auch andere Ausstellungsbauten, Hallen (Naturtheater usw.) errichtet werden und für die auf Ausstellungen üblichen vorübergehenden Bauten, sowie für Spiel und Sportanlagen sind Plätze vorzusehen.

Erwähnt sei noch, daß die jetzige Oderpromenade um den zoologischen Garten zum Fahrweg ausgebaut werden soll.

Die Entwürfe sind bis zum 1. April 1911 an die städtische Hochbauverwaltung in Breslau einzureichen. An Preisen für die besten Lösungen sind ausgesetzt ein erster Preis von 2500 Mk., ein zweiter Preis von 1500 Mk. und ein dritter Preis von 1000 Mk. Weitere Entwürfe können für je 500 Mk. angekauft werden. Das Preisgericht besteht aus dem Oberbürgermeister Dr. Bender, den Bau-räten Berg und Großer, dem Architekten Henry, dem Bankier G. von Wallenberg, dem Direktor des zoologischen Gartens Grabowsky, den Gartendirektoren Richter-Breslau und Roderssen-Berlin, sowie dem Stadtrat Bröckling.

Dieser Wettbewerb ist für Breslau von hoher Bedeutung und betrifft die wichtigsten Bauaufgaben, die Breslau in den nächsten Jahren auszuführen hat. Zudem ist die Lage und Umgebung des Platzes die schönste, die für die geplanten Anlagen möglich ist. Inmitten des Scheiniger Parkes von alten Bäumen rings umgeben und im Süden die Oder! Unter diesen Umständen ist ein günstiges Resultat des Wettbewerbs zu erhoffen; zu wünschen wäre dann allerdings, daß

ein Preisträger zur Anlage der Erweiterung des „Zoologischen Gartens“, sowie zur Ausführung der Neubauten herangezogen wird.

Venthen. — Es ist ein erfreuliches Zeichen, daß auch bei uns sich die Defizientlichkeit beginnt mehr als bisher für Bauaufgaben zu interessieren, die Zunahme der architektonischen Wettbewerbe in Schlesien ist ein Beweis dafür. So schreibt auch der Vorstand der Schützengilde zu Venthen D.-S. einen Wettbewerb zur Erlangung von Entwürfen für den Neubau eines Schützenhauses und einer Schießhalle aus. Auch dieser Wettbewerb verlangt unser besonderes Interesse, da es sich hier um den leider noch seltenen Fall handelt, daß eine Privatgesellschaft zur Erbauung ihres Vereinshauses einen geeigneten, künstlerischen Architekten sucht und nicht dem Maurermeister-Mitglied schlecht und recht den Bau überläßt. Bedauerlich freilich ist, daß dieser sicher nicht so bedeutende Wettbewerb unter den „deutschen, reichsangehörigen Architekten“ ausgeschrieben ist; hier wäre eine Beschränkung auf schlesische oder doch ostdeutsche Architekten nützlich gewesen, denn abgesehen davon, daß es unnötig ist, für diese Aufgabe die gesamte deutsche Architekten-schaft zu bemühen, sollen solche Wettbewerbe beitragen zur Schaffung eines tüchtigen Architektenstandes im Lande, was aber nützen wir der Hebung unserer allgemeinen Baukultur, wenn wir selbst Bauten wie dieses Schützenhaus von Berlin oder Dresden aus zur Ausführung bringen lassen? An Preisen sind hier 2000, 1000 und 500 Mk. ausgesetzt, während Ankäufe für 200 Mk. vorbehalten bleiben. Im Preisgericht sind u. a. die Stadtbauräte Berg-Breslau und Brugger-Venthen. Die Frist der Einlieferung von Entwürfen läuft am 1. März 1911 ab. Eff

Wodurch erreicht man bei den Fachwerkshölzern das tiefe Schwarz?

Ueber diese Frage schreibt der Sächsische Heimatschutz: Dann und wann wird Teer zum Streichen genommen; dies ist aber nicht zu empfehlen. Wenn Schiffs-teer, also Holzteer genommen wird, so wird das Holz sich gut halten, aber das tiefe Schwarz wird man damit nicht erreichen, das wird nur mit Steinkohlenteer möglich sein. Es ist aber nicht ratsam, den letzteren zu verwenden, weil in ihm Säuren enthalten sind, die das Holz angreifen. Die Bauern haben sehr oft

Käsefarbe oder Quarkfarbe zum Anstrich verwendet. Jetzt nennt man es in den Kostenanschlägen sehr nett: Käseinfarbe. Diese Farbe ist, wenn sie richtig zubereitet wird, sehr dauerhaft, glänzt nicht und ist auch wesentlich billiger als Lackfarbe. In Oberbayern und in der Schweiz, wo man die Fachwerkhölzer meistens dunkelrot streicht, verwendet man zur Befestigung der Farbe und um sie dauerhaft zu machen, Tannenzapfenabsud.

Heimatspflege

Zum wirksamen Vogelschutz

hat der Landrat des Kreises Münsterberg, Dr. Kirchner, in seinem Kreisblatte eine sehr verdienstliche Bekanntmachung erlassen: Die fortschreitende Kultivierung des Landes erschwert der Vogelwelt in zunehmendem Maße die Lebensbedingungen. In Westdeutschland ist man jetzt auf den guten Gedanken verfallen, die stillen Stätten des Friedens dem Vogelschutz dienstbar zu machen. Wenn auf jedem Friedhof Vogelschutz getrieben wird, würde sich verhältnismäßig rasch und leicht ein großes Netz von Vogelschutzgehölzen über das ganze Land ziemlich gleichmäßig verteilen. Hier finden die Vögel vor allem Ruhe. Unbeaufsichtigte Kinder stören ebensowenig die Stille wie umherstreichende Hunde. In der Regel finden sich ältere Bäume und niedere Gebüsch vor, oder aber, sie lassen sich leicht anlegen. Fast regelmäßig findet man auf den Friedhöfen alte Gremmlare von immergrünen Pflanzen wie Lebens- und Buchsbäume, Efeu u. dergl., die den Vögeln eine Stätte für Frühlingsbrut gewähren. Auch Wasser ist vielfach vorhanden. Es wäre daher leicht, im Sommer auch für Vogeltränken entsprechend zu sorgen. Die Friedhöfe stellen somit allerorten die gegebenen Vogelschutzgehölze dar, und wo sie es noch nicht sind, dürfte es nicht schwer halten, sie entsprechend auszugestalten und einzurichten. Ich erwünsche die Herren Geistlichen, Amts- und Gemeindevorsteher des Kreises, sich für die Sache zu interessieren und eventuell die gegebene Anregung zu verwirklichen.

Das Isergebirge im Winter

Dieselben Vorgänge, die vor 30 bis 40 Jahren die Bereisung der Gebirge im Sommer zeigte, wiederholen sich jetzt im Winterverkehr. Wie damals zuerst das Riesengebirge erstiegen wurde, so auch jetzt. Seit einigen Jahren ist das Nie-

jengebirge dem Wintersport und der Wintertouristik fast vollständig erschlossen, während das Isergebirge eben erst anfängt, seine Tore dem Winterverkehr zu öffnen. Das hat verschiedene Gründe: die 1910 erfolgte Bahneröffnung wirkte bedeutend mit. Außerdem sehnen sich wohl viele, die das Isergebirge wiederholt besucht haben, nach einem „abgelegenen“ Gebirge.

Nun ist der Wintersport des Isergebirges noch ein Kind, man muß von ihm also nachsichtig reden. Die Ansätze zu allem Wintersport, zu Rodelbahnen, Hörnerschlittenbahnen, zum Bobsleighfahren und zum Eisport sind teils geschaffen, teils mit sehr gutem Willen in Aussicht genommen. Bei dem vorhandenen herrlichen Gelände und bei gehöriger Tatkraft läßt sich in 1 bis 2 Jahren viel schaffen. Das Kurhaus in Flinsberg hat in diesem Winter zum ersten Male seine Pforten dem Winterverkehr geöffnet. Aber draußen im Lande weiß man nichts. Die Folge ist, daß diejenigen, die auf längeren Aufenthalt ausgehen, Flinsberg gar nicht erst in Frage ziehen.

Man sollte nun vor allem für eine grundsätzliche Ordnung des Schlittenverkehrs sorgen und besondere Bahnen zur Auf- und Abfahrt anlegen. Das übrige würde sich dann von selbst machen. Hat es erst in einem Jahre gefallen, so kommt man wieder. Der Wintergast ist anspruchsvoller als der Sommergast. Er will Pflege in jeder Beziehung spüren. Die Mittel hierfür sind in Flinsberg vorhanden —, es käme nur darauf an, ob man versteht, sie richtig zu organisieren. B C

In Herders *Konversations-Lexikon*, in dem sechsen erschienenen Ergänzungsbände (Bd. 9. 1500. Sp.) finden wir einen wirtschaftlichen Nachtrag zu dem Stichwort „Schlesien“, der auch ein Verzeichnis der neueren Literatur über Schlesien bringt. Dankenswert ist auch, daß die Gröditzbura in restaurierter Gestalt auf einer Kunstdruck-„Banknote“ abgebildet ist. — Der junge Schlesier in der Heimat und im Beruf als angehender Staatsbürger, betitelt sich ein vom Kreisarchivinspektor August Klink in Sulzschin (bei Priebitzsch in Breslau, 250 Mark) herausgegebenes Lese- und Handbuch, das in erster Linie für die männliche Jugend in ländlichen Fortbildungsschulen, Jugendheimen und ähn-



NATURDENKMALSPFLEGE! WK 10

gezeichnet von Willibald Krahn

lichen Anstalten bestimmt ist. Es enthält eine Fülle guten, für Leben und Welt vorbereitenden Stoffes, der eine treffliche Auswahl aus den Werken über Schlessien und auch aus Zeitschriften darstellt. B C

Baummord

Es heißt, daß einer der ältesten und ehrwürdigsten Bäume Deutschlands gefällt werden solle — seines Holzwertes wegen. Es ist die wohl 1200 Jahre alte Eibe im Eichholz bei Finsterwalde in der Mark Brandenburg. Sie ist 12 Mtr. hoch, und ihr Stamm hat $3\frac{1}{2}$ Mtr. Umfang. Eine Möbelfabrik in Finsterwalde hat die „Alte Zeder“ gekauft. Hoffentlich kommt das Gesuch, das Naturfreunde an den zuständigen Landrat gerichtet haben, früh genug, um die Barbarei zu verhüten.

Zeitschriftenpiegel

Heimatschutz und Heimatpflege

Heimatschutz, Ztschr. d. Bundes Heimatschutz, 6. Jg. Heft 1: Ernst Rudorff (zum 70. Geburtstag). Zu E. Rudorffs Ernennung zum Ehrendoktor. Elektrische Anlagen und Heimatschutz v. Prof. Dr. W. Franz (mit 41 Abbildungen). E. Rudorff, Ueber das Verhältnis des modernen Lebens zur Natur. — 6. Jg. Heft 2: Die Vertreterversammlung in Efurt u. d. bevorst. Tagung d. Bundes. 11. Tag f. Denkmalpflege in Danzig. Der erste internationale Heimatschutzkongreß in Paris. Heimatschutz im Ausland und in Deutschland v. Prof. Dr. C. J. Fuchs. Freih. v. Wilnowski, Amerikanische Reiseindrücke. — Mitteilungen des Rheinischen Vereins f. Denkmalpflege und Heimatschutz, 4. Jg. 1910. Heft 1: Industriebauten. Heft 2: Elberfeld. Heft 3: Eifelburgen. — Mitteilungen des Sächsischen Bundes Heimatschutz, 1910, Heft 12 (Dezember): Prof. A. Naumann, Praktische Wege des Heimatschutzes. W. Berger, Im restaurierten Frohnauer Hammer. Queitsch, Aus der Oberlausitz. Neue Bauten in heimatlicher Bauweise. Prof. Seyffert, Volkskundliche Bude auf der Dresdener Vogelwiese. Grabdenkmäler. W. Kluge, Zeichenunterricht und Naturschutz. — Braunschweigische Heimat, herausgeg. v. Landesverein f. Heimatschutz im Ggdt. Braunschweig. 1. Jg. 1910. Heft 4 (Okt.—Nov. 1910): Zum 9. Nie-

dersachsentage. Die Pflege der heimischen Bauweise an der herzoggl. Baugewerkschule zu Holzminden v. G. Montendruck. Bauberatungsstellen. Zur Frage der Dachpappen. Heimat u. höhere Schule. Vermalung alter Fachwerkbauten in Holzminden. — Hamburgische Zeitschrift für Heimatkultur. Nov. 1910: W. Lynkenz, Deutsche Naturschutzparke. Stellung der Hamburger Feuerkasse zum Gernersbad. — Zeitschrift d. Vereins f. rhein. u. westfälische Volkskunde, Elberfeld. 7. Jg. 1910, Heft 4: Die Stephanuskollekte. Die Martinsfeier in Coblenz. Kulturfundlich interessante Kinderlieder und -Spiele der Saargegend u. d. Fürstentums Birkenfeld. Sprüche u. Lieder v. Hochwalde. — Deutsche Gauen, Ztschr. f. Heimatforschung Bd. XI 1910. Kaufbeuren. Die Frage der alten Hochäcker. Hausmarken. Zehentbücher. Geister, auf Tierstimmen zurückzuführen. U. a. — Mitteilungen des Vereins f. Heimatkunde d. Jeschken-Flurgaues. Reichenberg, Dt. Böhmen. 4. Jg. 1910, Heft 4: Der letzte große Bauernaufstand in Nordböhmen 1775. Ein Brief über d. Plünderung des Klein-Estaler Schlosses 1775. Das Verwaltungsregister der Friedsteiner Herrschaft 1547. Die alten Pfarrwidmungen der Herrsch. Friedland; u. a. Nojeggerts Heimgarten. 35. Jg. 1910. Dezember: H. Scharling, Zur Neujaarszeit im Pfarrhof von Röddede (Fortf.). R. S. Bartisch, Am Wasser. Ch. Dickens, Monsieur Englishman. R. Voh, Ein Weihnachtserlebnis. Ich fahr nach Wien! Momentaufn. e. Schweizer Pfarrers i. Frühling 1910, II. F. Waftian, Franz Klein (zu j. 70. Geburtstag). Heimgärtners Tagebuch. Kleine Laube. — Das Land, Organ d. Dtsch. Vereins f. ländl. Wohlfahrts- u. Heimatpflege. 19. Jg. 1910/11 Nr. 7: Mädchenfortbildungsschulen auf dem Lande v. E. zu Pultis. E. Kluge, Die Fürsorgeerziehungskolonie Sieversdorf. Prof. Dr. Fackender, Biologisches u. Soziologisches aus d. Leben d. Landbevölkerung. Umschau. — Die Gartenstadt, Mitt. d. Dtsch. Gartenstadtesellschaft. 4. Jg. Heft 12: H. Albrecht, Was kann das Genossenschaftswesen zur Lösung der Wohnungsfrage beitragen? R. Migge, Rhythmen der neuen Stadt. Rundschau usw. — Die Gartenkunst. 13. Jg. Heft 1 (Januar 1911): Landhaus Adolfschütte in Dillenburg. Prof. Dr. Gradmann, Gartenkunst u. Denkmalpflege. W. Ares, Italienische Renais-

fancegärten (Fortf.). Heide, Formobstbäume als Mittel d. Gartengestaltung. Ein praktischer Versuch zur Hebung der Friedhofskunst.

Literatur und Kultur

Der Kunstwart, München, Berl. G. D. W. Callwen. 24. Jg. Heft 7 (1. Januarheft 1911): F. Avenarius, Schneegestöber. F. Gregori, Grundzüge der Inszenierung. F. Avenarius, Handzeichnungen. Rundschau (Vom Bibellesen, Dreierlei Sterben, Kalenderfragen, Caruso, Wolf und Keller, Orchideenjob, Sozialpolitik, Unbegreifliches, Männer in Frauenversammlungen, Standeschule od. allgem. Volksschule, u. a.) — Die Neue Rundschau, 22. Jg. d. Freien Bühne. Jan. 1911: F. Naumann, Politische Hoffnungen. J. B. Jensen, Der Gletscher (Roman, Fortsetzung). F. Goldstein, Die Ethnographie. M. Danthöben, Die Segelboote v. Yabase. L. Tolstoj; Briefe an Nazarener. A. Eloesser, Aus dem Durchschnitt (Briefe u. Tagebücher). R. Kassner, Aus d. Ethen d. Yoghi. Rundschau. — Süddeutsche Monatshefte. Januar 1911: L. Ganghofer, Lebenslauf e. Optimisten; Buch d. Freiheit. R. G. Kurz, Die Guten v. Gutenberg.

Kleine Mitteilungen

24. Dez. 1910. Graf Vallestrem, langj. Präsident d. Reichstags, †. — Breslau: Von den 2402 Studierenden der Universität im Sommersemester traten 1901 ins Wintersemester ein, hierzu kamen 553 neu Immatrikulierte, sodaß die Gesamtzahl des Winters 2454 ist (davon 117 weibl. Stud.), einschließlich der Hörer und Hörerinnen 2805 (gegen 2793 im vergangenen Winter). — Endgültige Umbenennung der Ohlauer Chaussee in Osenerstraße. — Am 21. Dez. Geh. Archivrat Prof. Dr. Grünhagen, früher Direktor des Breslauer Stadtarchivs, feiert das 60jähr. Doktorjubiläum. Gr. ist bekannt wegen seiner Forschungen zur schles. Geschichte, bes. Kirchengeschichte. — 3. Jan. Beisetzung des Prinzen Friedrich Karl zu Hohenlohe-Dehringen zu Slawentzib. — 19. Jan. Ein Brand vernichtet die Schrotlozkirche zu Niedermarklowitz Kr. Rybnik. — Der Kommunallandtag der Oberlausitz stiftete am 13. Dez. 1910 für die Technische Hochschule zu Breslau 15 000 M., deren Zinsen zu Stipendien für zwei oberlausitzer

Studierende benutzt werden sollen. — Oberschlesien: 21. Dez. Ende des Streiks auf der Donnersmardgrube; die Arbeiterforderungen werden nicht erfüllt. Zahlreiche Entlassungen. — Ein Städtebündtheater für Oppeln und Ratibor soll im Winter 1911/12 ins Leben treten. Krieg und Reisse beteiligen sich nicht. Weiter wird S. Rissen. — Sagan 20. Dez.: Bei einem Umbau, Hofesir. 10, fand man ein Gefäß mit 232 Silbermünzen des 16. und 17. Jh., das im 30jähr. Kriege vergraben worden ist. — 1. Jan. starb der Großgrundbesitzer Julius Schottländer, Breslau. — Striegau: 7. Jan. Das Statut gegen Verunstaltung des Ortes wird genehmigt. Die zu schützenden Bauten sind: kath. Kirche, Reste der Befestigung a. d. Promenaden, Schnabelturm, sechs Grundstücke am Ring, Tatzsturm, Turnhalle, Badeanstalt, ev. Präparandie, Reichsbank. Sicherungsbestimmungen über Neubauten an der Promenade und über Reklameschilder. S. a. Heft 7. — Warmbrunn: 20. Dez. Unter Leitung von Dir. Kiefer bildet sich ein Verein der Schnitzer des Riesen-, Her- und Glaser Gebirges. S. a. Heft 8. — Vorl. Volkszählung = Ergebnisse: Breslau 511 891 (470 904 i. J. 1905); Brodau 7118 (5693); Deutschlissa 4521 (4009), ferner i. Gutsbezirk 113; Zellhammer 6098 (6340); Königshütte 72 663 (66 042); Löwenberg 6354 (5682); Militisch 3790 (3692); Zobten 2908 (2280). Berlin mit den Vororten 3 702 962 (3 210 447), Berlin allein 2 064 153 (2 040 148).

Vereine: 15. Dez. Verein für Geschichte d. bild. Künste, 48. Hauptversammlung. Ergebnis der Vorstandswahl: Geheimr. Prof. Dr. Förster, Prof. Irmann, Prof. Becker, Dr. R. v. Eichborn, J. Braun, Dir. Dr. Janitsch, Geistl. Rat Prof. Dr. Jungnick, Archt. Henry, Reg.-Rat Dr. Wagner. Zum 50. Stiftungsfest soll herausgegeben werden die Geschichte des Vereins 1862/1912 (Prof. Becker) und Tafeln aus der Bresl. Bilderhandschrift Proisarts (Dr. Binder). — 17. Dez. Schles. Gesellschaft f. Vaterl. Kultur, Hauptversammlung. Vorstandswahl: Geheimr. Prof. Dr. Förster Präsident, Oberbürgermstr. Dr. Bender Stellvertr., geschäftsf. Aussch.: Geheimr. Ponsick, Prof. Rosenfeld, Geheimr. Komm.-Rat Nerve, Geheimr. Regierungs-Rat Mannowski. — 17./18. Dez. Verh. d. schles. u. pol. Gruppe d. Dt. Ges. f. Gartenkunst u. d. Prov.-Verb. schles. Gartenbau-

vereine. — 27. Dez. Hauptverf. d. Zweigv. Schles. d. Verbandes dt. Handelschulmänner, fordert Pflichtfortbildungsschule f. weibl. Handlungsgehilfen, bespr. d. Organisation d. Kaufm. Fortbildungsschule i. kl. Orten. — 28. Dez. Glogau: Hauptv. d. Rieserichl. Sängerbundes.

Die Jahresversammlung der Provinzialabteilung Schlesien des Vereins für ländliche Wohlfahrts- und Heimatspflege

fand am 13. Januar in Breslau statt; ihr wohnten u. a. die Regierungspräsidenten von Schwerin=Oppeln und von Baumbach=Breslau bei. Den Vorsitz führte Se. Exzellenz General Freih. v. Bising; er machte in der begrüßenden Eröffnungsansprache Mitteilungen über kürzlich im Kultusministerium abgehaltene Besprechungen über die sittliche und körperliche Ausbildung der männlichen Jugend in der Zeit zwischen Schule und Heeresdienst.

Rittergutsbesitzer von Klitzing-Kolzig sprach über *äranere Kolonisation*: Die ländliche Bevölkerung nimmt in Schlesien stärker ab, als in anderen Provinzen (seit 1871 z. B. im Kr. Wohlau um 17,2 %, Bunzlau 11,2 %, in einzelnen Dörfern bis zu einem Drittel). Als Ersatz kommen jährlich wohl über 1 000 000 fremde Arbeiter. Oesterreich und Rußland könnten ihre Arbeiter aber einmal selbst brauchen. Dann würde der gewinnen, der rechtzeitig seine Leute angesiedelt hat, so daß sie daheim etwas

zu verlieren haben, was sie auswärts nicht einbringen können. Der Redner hat mit gutem Erfolg Einfamilienheimstätten im Preis von 2600 M. eingerichtet, auch Acker- und Wiesenland an über 300 Pächter vergeben. Wenn alle den Arbeitern beengenden, beunruhigenden Bedingungen aus dem Kontrakt wegleiben, ist die Nachfrage groß. Der Domänenfiskus sollte Land schaffen durch parzellenweisen Verkauf von Gütern. Pfarräcker in den Dörfern usw. sollten benutzt, die bürokratische Umständlichkeit bei der Erlangung von Staatsbeihilfen sollte beseitigt werden. — Regierungspräsident von Baumbach legte in überzeugender Weise den wohlwollenden Standpunkt der Staatsregierung dar: In vielen Kreisen rechts der Oder werden namhafte Summen zur inneren Kolonisation aufgewendet. Das in der toten Hand befindliche Land darf aber nicht so ohne weiteres aufgeteilt werden; das würde, zumal der kleine Besitz wirtschaftlichen Krisen am schnellsten erliegt, vielfach eine Auslieferung des staatlichen Landbesitzes an die Preistreibereien der Bodenspekulation, auf dem kurzen Umwege über die Siedler sein. Ueberdies will die schlesische Landwirtschaft selbst gerne Parzellen hergeben, aber die Leute fehlen. — Auch andere Redner betonten die Notwendigkeit einer zielbewußten, energischen inneren Kolonisation, in gemeinsamer Tätigkeit von Einzelnen, Genossenschaften und Behörden (Generalansiedlungskommission), vielleicht doch mit Aufteilung einzelner, schlecht rentierender Stiftsgüter. (Schluß folgt)



1. Aufnahme mit einer gewöhnlichen Trockenplatte



2. Aufnahme mit einer gewöhnlichen farbenempfindlichen Platte und Gelbfarbe



3. Aufnahme mit einer besonders vorbereiteten farbenempfindlichen
Platte und Gelbfarbe

Zu dem Aufsatz über das Photographieren von Gemälden